Fiedler G. 884

Digitized by Google

12.-

L

Walther von der Vogelweide

in

Oesterreich

von

J. E. Wackernell.

Innsbruck.
Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung.
1877.

Fiedler G. 884

Druck der Wagner'schen Universitäts-Buchdruckerei.

Der

k. k. Leopold-Franzens-Universität

zu Innsbruck

zur 200jährigen Stiftungsfeier

gewidmet.

LABOR INSTITUTION
UNIVERSITY
7 JAN 1966
OF OXFORD
LIBRARY

Vorwort.

Wenn ich in der vorliegenden Teilarbeit von der üblich gewordenen Behandlungsweise der Lebensverhältnisse Walthers in so fern abwich, als ich den darstellenden Teil vom untersuchenden trennte, so leitete mich dabei die Meinung, daß nur so dies Heftchen jedem, der für den großen Dichter Interesse hegt, brauchbar erscheinen möchte. Darin liegt ferner auch der Grund, warum ich den Gedichten Walthers, welche als Belege für die Darstellung in dieselbe eingeschaltet wurden, die nhd. Uebersetzung beigab und am Schlusse die wichtigsten Sprüche, welche für seine Verhältnisse an den Höfen in Wien und Villach Zeugnis ablegen, anhängte. Daß ich ihnen den Text nach Simrock zu Grunde legte, machte seine gegenüberstehende Uebersetzung notwendig; beide aber habe ich da, wo es mir angezeigt schien, geändert. Der Anhang wird manchem willkommen, keinem hinderlich sein; damit eine Walther-Ausgabe zu ersetzen, lag weder in der Absicht noch in der Möglichkeit. Darum verwies ich bei jedem in Betracht gezogenen Gedichte auf die Ausgabe Lachmanns (L.) als die kritische, Pfeiffers (Pf.) als die weitverbreitetste Handausgabe,

Simrocks (S.) der Ueberſetzung wegen. Wer die wiſſenſchaftlichen Zwecken dienende Ausgabe von Wackernagel-Rieger oder Wilmanns beſitzt, hat wohl auch eine der drei Vorausgehenden, wenn nicht, orientiert er ſich darin nach der hier und auch dort angegebenen Lachmann'ſchen Zählung. Daß ich ſie — beſonders die mit trefflichen ſachlichen und ſprachlichen Erklärungen reichlich ausgeſtattete von Wilmanns — nicht unbenützt ließ, werden ihre Zitate bezeugen. Dasſelbe gilt auch von allen andern Vorarbeiten, ſo weit ſie mir zugänglich waren (es dürften faſt ſämmtliche geweſen ſein) und mein Thema berührten. Ich führe hier die Neuern derſelben an als Ergänzung zum Literaturbericht, den R. Menzel in ſeinem „Leben Walthers von der Vogelweide", Leipzig 1865 (XVIII, 315 S.), gegeben hat.

Zunächſt ſind zwei neu erſchienene Ausgaben zu erwähnen: die ſchon genannte von W. Wilmanns, Halle 1869 (VIII, 402 S.) und die von K. Simrock, Bonn 1870 (XII, 254 S.).

In neuer Auflage erſchien ſeitdem: die Ausgabe von K. Lachmann, Berlin 1875 in V. Auflage (VIII, 234 S., beſorgt von K. Müllenhoff); die von Fr. Pfeiffer, Leipzig 1866 in II., 1869 in III., 1873 in IV. (LXIV, 344 S., die beid. letzt. beſ. v. K. Bartſch); die Ueberſetzung der Gedichte Walthers (mit wertvollen Erläuterungen) v. K. Simrock, Leipzig 1869 in IV., 1873 in V., 1876 in VI. (XXXIV, 360 S.).

Biographiſche Arbeiten erſchienen nur kleine, meiſt gelegentliche Vorträge, doch mit Namen von gutem Klange. So:

„Leben und Dichten Walthers von der Vogelweide in seinen Grundzügen geschildert" von K. Lukä, Halle 1867 (36 S.).

„Walther von der Vogelweide" von W. Wackernagel, (in den kleinern Schriften II Bd., 366—391) Leipzig 1873 (25 S.).

„Ueber Walther von der Vogelweide" von M. Lexer, Würzburg 1873 (33 S.).

„Walther von der Vogelweide in seiner Bedeutung für die Gegenwart" von J. Schrott, München 1875 (27 S. 4 kl. mit dem Bildnisse Walthers nach dem Man. Cod.).

„Walther von der Vogelweide" von K. Meyer, Basel 1875 (30 S.).

„Die Sprüche Walthers von der Vogelweide über Kirche und Reich" von Fr. Thaner, Nördlingen 1876 (27 S.).

Die in Programmen und Zeitschriften erschienenen Abhandlungen werden am betreffenden Orte Erwähnung finden.

Den größeren Teil der Mühe erforderte die Ausarbeitung der Exkurse des zweiten Teiles (in den wegen der dem ersten Teile beigegebenen Uebersetzung auch die Zitate und kleineren Anmerkungen geschoben wurden). Denn ich glaubte nach dem Beispiele der schätzbaren Arbeiten von Rieger und Menzel in jedem einzelnen Falle sämmtliche Ansichten, die erst nach diesen beiden Arbeiten sich geltend gemacht haben, oder in denselben nicht zum Abschlusse gekommen sind, in Erörterung ziehen zu müssen, um entweder sie durch neue Gründe zu stützen, oder ihre Unhaltbarkeit dar-

zutun. Dabei war ich bestrebt, die Klippe der Polemik zu vermeiden, indem ich mich überall nur gegen die Meinung, nirgends gegen den Autor derselben kehrte; gegen diese aber richtete ich mich offen und ohne Umschweife; denn jeder weiß, daß der Versuch, eine irrtümliche Ansicht nachzuweisen keine Schmälerung der Anerkennung der in der Wissenschaft hochverdienten Männer beabsichtigt, sondern nur als der erste notwendige Schritt zur Forschung angesehen werden muß. Wo ich mich allen bisherigen Ansichten entgegensetzte, geschah es, wie ich hoffe, aus guten Gründen; denn ich war mir des einzigen Zweckes, der mich zur Arbeit führte, auch während derselben bewußt: die richtige Kenntnis vom Leben und Dichten eines der größten Geistesheroen unserer Nation zu fördern.

Möge es mir gelungen sein!

Innsbruck, im März 1877.

J. E. Wackernell.

I.

Die erſten öſterreichiſchen Herzoge Heinrich Jaſomirgott und ſein Sohn Leopold der Tugendhafte verfolgten die kluge Politik, ihr Land von den vielen Wirren und Streitigkeiten des deutſchen Reiches möglichſt ferne zu halten, ohne jedoch ihre Stellung als Reichsfürſten außer Auge zu laſſen. So kam es, daß, während im Süd und Nord Deutſchlands zahlreiche Fehden und Kämpfe die Gemüter erbitterten und das Land verwüſteten, Oeſterreich ſich einer faſt ungeſtörten Ruhe erfreute.

Unter dieſem Frieden und der damit verbundenen allgemeinen Sicherheit und Ordnung erwachte in allen Ständen eine muntere Regſamkeit und Tätigkeit, hob ſich der Wohlſtand und Reichtum des Landes, während anderſeits die junge herzogliche Gewalt ſich kräftigte und an ihrem Hofe zu Wien einen Glanz entfalten konnte wie kaum ein anderer Fürſtenhof der damaligen Zeit.

Durch dieſe glänzenden Verhältniſſe erhielt auch das geiſtige Leben einen mächtigen Aufſchwung, der nach der Neigung der Ritter und Fürſten der damaligen Zeit, beſonders der Babenberger, zunächſt in der Pflege der Sangeskunſt ſeinen Ausdruck finden mußte.

So erklärt ſich, wie in den zwei letzten Dezennien des zwölften Jahrhunderts Oeſterreich die ruhmreichſte Heimat des Minnegeſangs wurde und wie der herzogliche Hof der Babenberger „unter dem Panier der Nachtigall von Hagenau“[1]) allen andern deutſchen Fürſtenhöfen als Mittel- und Anziehungspunkt der Sangeskunſt voranleuchtete.

An dieſen geſangreichen Hof der Babenberger kam Walther von der Vogelweide,[2]) „der ſchlichte Sohn der Berge,“ wahrſcheinlich mit Ortulf von Säben[3]) im Jahre 1189.

Das Erbteil, das man dem weichenden Sohne mitgab, war gering, wie wir aus den Klagen über ſeine Armut entnehmen. Um ſo reichlicher war das geiſtige Erbe, das er aus ſeiner Heimat mitbrachte.

Jene Gebirgsgegend mit ihrem Wechſel zwiſchen „walt und velt“, in der ſeine Wiege geſtanden, und die ihn beim Wiederſehen am Abende ſeines Lebens ſo wunderbar ergriff, weckte im genial angelegten Knaben frühe den Sinn für Schönes, entwickelte in ihm jenes ſinnige Naturgefühl, welches uns in ſeinen Minnedichtungen ſo charakteriſtiſch entgegentritt, indem er wie kein anderer mittelalterlicher Dichter es verſtanden hat, Luſt und Leid, alle Regungen des menſchlichen Herzens im Leben der Natur und ihren Wandlungen wiederzuſpiegeln.

Je größer der Kontraſt zwiſchen dem Leben in ſeinem Vaterhauſe und dem neuen am herzoglichen Hofe war, um ſo bleibender mußte der Eindruck dieſes erſten Aufenthaltes in Wien auf die Seele des jungen Dichters geweſen ſein. So war es eine eigentümliche

Fügung, daß gerade damals Wien eine Größe und Pracht entfaltete wie lange nicht mehr weder vor noch nachher.

Als Kaiser Friedrich I. nach vierunddreißigjährigem Kampfe seine zahlreichen Feinde niedergeworfen hatte, beschloß er sein tatenreiches Leben noch durch einen Kreuzzug ins heilige Land zu verherrlichen. Auf dem Reichstage zu Mainz 1188 nahm er das Kreuz. Im Frühjahre 1189 rückte er von Regensburg nach Wien, wo er von Leopold VI. mit Glanz empfangen wurde. Am 18. Mai stellte er in Wien eine Urkunde aus, die unter mehreren andern auch sein Hofkaplan, Ortulf von Säben, bezeugte. [4])

Bei dieser Gelegenheit nun sah Walther den gewaltigen Barbarossa und seinen Sohn, umgeben von der Blüte des Rittertums. An diesem großen Kaiser, der einst durch die bloße Erscheinung seinen Kanzler zum Ausrufe begeisterte: „Einen Kaiser haben die Deutschen, die übrigen Völker nur Landkönige," entwickelte sich seine Anschauung von der kaiserlichen Machtfülle und der Herrlichkeit des deutschen Reiches, bildete er sich sein politisches Ideal, das für sein Leben und seine Dichtung so bedeutungsvoll wurde.

Kaum war das kaiserliche Heer abgezogen, begann auch Leopold von Oesterreich seine Rüstungen zum Kreuzzuge, welchen er mit seinem jüngern Bruder, Heinririch von Mödling, unternahm. Aus Steiermark und vom Niederrhein erhielt er Zuzug. 1190 schiffte er sich in Venedig nach Akkon ein, wo er mit Philipp August von Frankreich und Richard Löwenherz von England zusammentraf.

Während der kurzen Abwesenheit Leopolds erlitt das gesellschaftliche Leben am Wiener Hofe unter seinen zurückgebliebenen Söhnen Friedrich und Leopold keine bedeutende Störung.

Auch unserem Dichter wird das frohe Hofleben nicht unterbrochen worden sein, da wir ihn in engen Beziehungen mit den herzoglichen Prinzen finden. Besonders mit dem Aeltern derselben, mit Friedrich, — geboren am 26. Dezember 1174 — war das Verhältnis ebenso innig wie dauerhaft, während er sich mit dessen jüngern Bruder Leopold — geboren am 15. Oktober 1176 — bald durch einen Vorfall zerschlug, der, nach der Dauer von Leopolds Groll auf den Dichter gemessen, — wie wir sehen werden — kein geringer gewesen sein mußte.[5])

Schon anfangs August 1191 verließ Leopold wieder Paläſtina.[6]) Der Ruhm seiner Taten im Oriente erfüllte das ganze Abendland mit Begeisterung für den tapfern Ritter und veranlaßte die volkstümlich gewordenen Erzählungen vom „blutübergossenen Kämpfer vor Akkon," welche noch 1314 in dem Gedichte „Wilhelm von Oesterreich" von Johann von Würzburg eine poetische Bearbeitung fanden.

Auch in die Heimat zurückgekehrt, fesselte Leopold die allgemeine Aufmerksamkeit. Richard Löwenherz hatte ihn im Morgenlande beleidigt, wofür der Herzog jetzt Rache zu nehmen gedachte. Es gelang ihm im Dezember 1192 Richard zu fangen und auf Dürrenstein festzuhalten. Im Februar 1193 lieferte er ihn dem Kaiser aus, der ihn erst im Mai 1194 freiließ. Aber jetzt wandte sich Richard mit Klagen an den

Pabſt, weil ihn der Herzog wie einen „Farren oder Eſel“ verkauft habe.

Der Pabſt ſprach den Bann über den Herzog aus und belegte deſſen Land mit dem Interdikt.

Leopold, im Bewußtſein ſeines Rechtes, ließ ſich von ſeinen Forderungen an Richard nicht abbringen, ſtarb aber noch vor der Erfüllung derſelben am 31. Dezember 1194.

Reinmar von Hagenau beſang ſeinen Tod.

Wenn wir unter unſern Waltherliedern kein einziges finden, welches unter dem Eindrucke dieſer Vorgänge entſtanden iſt, — die in einem ſpätern Gedichte L. 19, 17 (Pf. 101, S. 22) noch wache Erinnerung „an den milten Salatîn“ und „an den [Richard] von Engellant“ ausgenommen — ſo dürfen wir daraus nicht ſchließen, daß dieſe Vorfälle in unmittelbarer Nähe und ſelbſt der Tod ſeines Gönners Leopod VI. den Dichter kalt gelaſſen, oder daß andere Verhältniſſe ihn zu dichten verhindert haben. Die in dieſe Zeit fallenden Gedichte ſind uns verloren gegangen.

Dieſe Annahme iſt hier gerechtfertigt, wenn wir bedenken, daß uns Gedichte fehlen, welche Walther auf dem Gipfelpunkte ſeiner Kunſt geſchaffen hat, wie wir aus Zitaten wiſſen, während dieſe frühen Produkte, wenn auch das Gepräge des Genie's nirgends verleugnend, doch in Sprache, Form und Geſtaltung, worauf man damals großes Gewicht legte, den Lehrling in der Kunſt nicht werden haben verkennen laſſen. Ja dieſe Gedichte Walthers werden um ſo leichter vergeſſen worden ſein, je mehr Reinmar der Alte, der gerade um dieſe Zeit ſeine höchſte Blüte erreichte, das Kunſtintereſſe des Wiener Hofes an ſich zog.

Leopold VI. folgte sein älterer Sohn Friedrich in Oesterreich, sein jüngerer Leopold in Steiermark. Mit Friedrichs Regierungsantritte begann für Walther die glücklichste Zeit seines Lebens, auf die er noch in seinen alten Tagen mit Rührung zurückblickte.

Durch die ungeteilte Zuneigung seines Fürsten, der damals in einem Alter von 20 Jahren stand, ward vom Dichter jeglicher Druck, den die Fremde und die Sorge für den täglichen Lebensunterhalt auf das Gemüt ausübt, genommen, denn damals erhielt er vom Hofe „golt silber ros und dar zuo kleider“ L. 25, 7; in vollster Manneskraft stehend, beglückt von der sanften Zuneigung sîner frouwen, gieng er der „krenechen trit“ L. 19, 31, war er von einer freudig gehobenen Stimmung beseelt, welche den Dichter mit Schöpfungslust erfüllte und seinen Produkten frisches, warmes Leben einhauchte.

Hierin gewinnen wir einen sichern Anhaltspunkt zu entscheiden, welche von seinen Minnedichtungen in diese Wiener Periode, welche später fallen, als die traurigen Zustände seines Vaterlandes, der Kummer um seine materielle Existenz und die wachsende Last der Jahre seine Stirne furchten und gedankenvoller Ernst, grübelnde Reflexion und wehmütige Klage die scherzende Heiterkeit aus seiner Seele und seinen Dichtungen verbannten.

Schon Pfeiffer, Einleitung XXXI, ist daher zur Ueberzeugung gekommen, daß „der größere Teil der Frühlings- und Liebeslieder, der Wechselgespräche und Reihen“ in diese Wiener Periode fallen. [7])

Diese Gedichte, in denen wir Walther im Hoch-

frühling ſeiner poetiſchen Entwicklung finden, tragen im allgemeinen, wie die Produkte anderer Dichter der damaligen Zeit, den Charakter der romantiſchen Poeſie an ſich, indem auch ſie den durch eine Reihe von Momenten eigentümlich entwickelten Natur- und Frauenkultus zum Inhalte haben.

Durch das Leben am Hofe, an den er nicht viel über zwanzig Jahre, alſo in dem Alter, in welchem der vollends erwachte Geiſt für alle Eindrücke von außen am empfänglichſten iſt, gekommen war, war er von jenem ſchwärmeriſchen Seelen- und Gemütsleben, das die Blütezeit des Rittertums charakteriſiert, ergriffen worden, ſo daß auch er in dieſen ſeinen Jugenddichtungen den ganzen Ideenkreis der Minnedichtung durchlaufen hat „vom erſten Aufjubeln des liebenden Herzens: „Minne iſt Wonne zweier Seelen," bis hinab zur wehmütigen Klage: „Meines Herzens tiefe Wunde muß immer offen ſtehen" und „was ſie da heißen Minne, iſt lauter Herzeleid."

Aber dennoch blieb unſerem Dichter auch in dieſer poetiſchen Gattung eine Kernhaftigkeit, welche ſeinen Produkten ein individuelles Gepräge verleiht und ihn ſcharf von ſeinen Zeitgenoſſen unterſcheidet. Während dieſe ſich in ihrer Hingebung an den Gegenſtand ihrer Verehrung ganz vom Gefühle beherrſchen ließen und daher vielfach Produkte erzeugten, welche Muſikſtücken vergleichbar ſind, da in ihnen der klare Gedanke von allgemeinen Gefühlsbewegungen niedergedrückt wird, wußte Walther mit markiger Geſtaltungskraft dem unklaren Strome der Gefühle die beſtimmte Idee, das volle, reine Bild abzuringen.

Auch der geborene Dichter — wie sehr auch das echte Genie ein „ἅπαξ λεγόμενον" sei — bedarf zu seiner ersten Entwicklung bestimmter Vorbilder, welche bildend und befruchtend auf ihn wirken, nach denen er die geistigen Erzeugnisse in kunstvoller Form zum Ausdrucke bringen lernt.

Walther fand sie in der zeitgenössischen Literatur, besonders bei Reinmar dem Alten, der es vor allen Anderen verstand, „in das innerste Gemüt niederzusteigen."[8]) In den Liedern, welche uns aus seinen Lehrjahren erhalten sind, zeigt es sich, wie schnell der junge Dichter die in der zeitgenössischen Literatur herrschenden Kunstideen in sich aufnahm, wie er sie mit jener eingebornen Kraft, welche das Walten des Genius kennzeichnet, weiter entwickelte, um sie in neuer Gestaltung als ein wesentlich Neues wiederzugeben, wie rasch er seine Sprache zur Dichtersprache, die von der gewöhnlichen des Lebens bedeutend abwich, ausbildete und sich die Kenntnisse der metrischen Gesetze aneignete.

In L. 39, 1 (Pf. 1, S. 117) L. 94, 11 (Pf. 4, S. 119) fehlt noch die kunstvolle Gliederung, welche alle seine spätern Produkte auszeichnet. Verse und Reime sind einfach, den alten epischen Reimpaaren ähnlich. Die Sprache ist schlicht, ohne die geistreichen Wendungen, denen wir bald nachher begegnen. Noch ringt der Dichter sichtbar mit dem Ausdrucke. Zu L. 48, 38 (Pf. 69, S. 179) nahm der Dichter die Idee aus einem Liede Reinmars herüber [MSFr. 165, 28 „Sô wol dir, wîp, wie reine ein nam!" u. s. w.] und versuchte sich in der selbständigen Weiterentwicklung

derſelben. Auch in L. 88, 9 (Pf. 3, S. 170) dichtete er noch an fremde Vorbilder gelehnt. Hier finden wir die Sätze nur loſe zuſammenhängend und die unreinen Reime lieht: nieht L. 88, 12: 18 und 26: 27, denen wir ſpäter nie mehr begegnen. Denn bald werden die Reime kunſtvoller, die Sprache freier und klingender, die Sätze erhalten Fülle, das ganze Gedicht wird mehr architektoniſch gebaut und durchſichtiger gegliedert und erlangt ſo eine Klarheit und Leichtigkeit, als ſtrömte es ohne Mühe aus des Dichters Seele. Ich gebe hier ſeinen Preis des Frühlings und der Frauen L. 45, 37, (Pf. 5, S. 125) ein Lied, das inhaltlich und formell wie vielleicht kein Anderes die Art und Weiſe ſeiner Minnedichtung charakteriſiert:

„Sô die bluomen ûz dem grase dringent, *)
same si lachen gegen der spilden sunnen,
in einem meien an dem morgen fruo,
Und diu kleinen vogellîn wol singent
in ir besten wîse die si kunnen,
waz wünne mac sich dâ gelîchen zuo?
Ez ist wol halb ein himelrîche.

*) „Wenn die Blumen aus dem Graſe dringen,
Gleich als lachten ſie hinauf zur Sonne,
Des Morgens früh an einem Maientag,
Und die kleinen Vöglein lieblich ſingen
Ihre ſchönſten Weiſen: welche Wonne
Hat wohl die Welt, die ſo erfreuen mag?
Man glaubt ſich halb im Himmelreiche.
Wollt ihr hören, was ſich dem vergleiche,
So ſag ich, was mir wohler doch
Schon öfter an den Augen tat und immer tut, erſchau ichs noch.

suln wir sprechen waz sich deme gelîche,
sô sage ich waz mir dicke baz
in mînen ougen hât getân, und taete ouch noch, gesaehe ich daz.
Swâ ein edeliu schoene frouwe reine,
wol gekleidet unde wol gebunden,
dur kurzewîle zuo vil liuten gât,
Hovelîchen hôhgemuot, niht eine,
umbe sehende ein wênec under stunden,
alsam der sunne gegen den sternen stât —
Der meie bringe uns al sîn wunder,

Denkt, ein edles, ſchönes Fräulein ſchreite
Wohlgekleidet, wohlbekränzt hernieder,
Sich unter Leuten fröhlich zu ergehn,
Hochgemut im fürſtlichen Geleite,
Etwas um ſich blickend hin und wieder,
Wie Sonne neben Sternen anzuſehn:
Der Mai mit allen Wundergaben
Kann doch nichts ſo Wonnigliches haben
Als ihr viel minniglicher Leib;
Wir laſſen alle Blumen ſtehn und blicken nach dem werten Weib.

Nun wohlan, wollt ihr Beweiſe ſchauen:
Gehn wir zu des Maien Luſtbereiche,
Der iſt mit ſeinem ganzen Heere da.
Schauet ihn und ſchauet edle Frauen,
Was dem Andern wohl an Schönheit weiche,
Ob ich mir nicht das beßre Teil erſah.
Ja, wenn mich Einer wählen hieße,
Daß ich Eines für das Andre ließe,
Ach, wie ſo bald entſchied' ich mich:
Herr Mai, ihr müßtet Jänner ſein, eh ich von meiner Herrin wich!"

waz ist dâ sô wünneclîches under,
als ir vil minneclîcher lîp?
wir lâzen alle bluomen stân, und kapfen an daz werde wîp.
Nû wol dan, welt ir die wârheit schouwen!
gên wir zuo des meien hôhgezîte!
der ist mit aller sîner krefte komen.
Seht an in und seht an schoene frouwen,
wederz ir daz ander überstrîte;
daz bezzer spil, ob ich daz hân genomen.
Ouwê der mich dâ welen hieze,
deich daz eine dur daz ander lieze,
wie rehte schiere ich danne kür.
hêr Meie, ir müeset merze sîn, ê ich mîn frouwen dâ verlür!"

Hieher beziehe auch das bekannte „Under der linden" L. 39, 11 (Pf. 9, S. 123) und mehrere Andere, die uns den Dichter in der höchsten Vollendung im deutschen Minnesange des Mittelalters erblicken lassen.

Walther wurde sich seines eigenen Wertes auch bewußt, so daß er mit Reinmar dem Alten auf den Kampfplatz trat.

Reinmar preist das Weib, um das er wirbt, höher als alle andern Frauen, denn sie besitzt alle Frauen-Tugenden, [„sist an der stat dâs ûzer wîbes tugenden noch nie fuoz getrat, daz ist in mat. MSF 159, 7, 8 und 9] wodurch sie alle Andern matt setzt; wer diese erlangt, dem ist Mannesheil vollgemessen. In diesem „Ueberbote" tritt ihm Walther in L. 111, 23 (S. 171, 172) entgegen. Er hat noch einen höhern Einsatz, der ist des ersehnten Weibes „sanfte Zunei-

gung" [„bezzer waere mîner frowen senfter gruoz"]. Der ſcheinbare Scherz zeigt die Spitze, wenn man weiß, daß Reinmar ein unglücklicher Liebhaber war. Der nämlichen Satire iſt auch die nächſte Parodie auf Reinmar L. 111, 32 (S. 172). Aus dieſen beiden Strophen zu ſchließen, war damals das perſönliche Verhältnis zwiſchen beiden Dichtern getrübt, wie ich glaube, durch Reinmars Schuld, deſſen perſönlicher Umgang überhaupt nicht ſo liebenswürdig geweſen zu ſein ſcheint wie ſeine Kunſt.

Klagt er doch ſelbſt, „daß er die Minne ſtäts nur in bleicher Farbe geſehen habe" und „daß ihn mancher nach ſeinem Tode beklagen werde, der jetzt leicht ſeiner entbehre." Walther beſtärkt in ſeinem Gedichte auf Reinmars Tod L. 82, 24 (Pf. 128 I. und II., S. 68, 69) dieſe Anſicht, wenn er ſagt: „Dich ſelben wollt ich lützel klagen," indem daraus der Tadel auf ſeinen perſönlichen Umgang hervorleuchtet; während er anderſeits das, was an Reinmar zu loben war, den „vil süezen sanc" und die „edele kunst," mit vollſter Anerkennung beſang und ſo ſeinem Rivalen neidlos den Lorbeerkranz aufs Grab legte, „ein Denkmal auch der eigenen Kunſt und des eigenen edlen Charakters."

Neben all dem ſangesfrohen Leben in ſeiner Reſidenz vergaß Friedrich der Katholiſche nicht, den folgenreichen Bewegungen im römiſch-deutſchen Reiche zu folgen. Kaiſer Friedrich war 1190 ſein Sohn Heinrich, ein ritterlicher Held und Sänger zugleich, auf den Tron gefolgt. Heinrich VI. war ein Fürſt, in deſſen ſchmächtigem, zartgebautem Körper ein gewaltiger

Geiſt wohnte, der ſich in die kühnſten Entwürfe ergieng, deren Schaubühne ein neues Weltreich werden ſollte.

Als der junge König in Deutſchland ſeine Feinde gebeugt und die Ruhe hergeſtellt, als er Italien unter ſein Scepter gezwungen und den Titel römiſcher Kaiſer deutſcher Nation zur Wahrheit gemacht hatte, wollte er als Erbe der Macht und Herrlichkeit der alten Cäſaren alle andern Könige und Fürſten der Erde in das Verhältnis kaiſerlicher Vaſallen zurückdrängen und ſo, „geſtützt auf die kernhaften und treuen Kriegernaturen der Deutſchen", dem Kaiſertum jene Weltſtellung wiedergeben, welche es einſt unter Auguſtus beſeſſen hatte. Kaiſer und Reich ſollten als Inbegriff der höchſten Machtvollkommenheit, als Ausdruck der höchſten Staats- und Rechtsgewalt der Erde erſcheinen.

Daher hatte er dem Könige Richard von England ſeine Oberlehensherrlichkeit aufgedrängt und ihn zur Entrichtung eines jährlichen Zinſes gezwungen, hatte ihn mit den burgundiſchen Ländern von der Rhone bis an die Pyrenäen belehnt und dadurch Frankreich niedergedrückt. Jetzt wandte er ſeine Blicke gegen Oſten. Hier wollte er mit der ihm eigenen Energie „den Eifer der Kirche, den Tatendrang der abendländiſchen Ritterſchaft, die fromme Begeiſterung der Maſſe, alle Kräfte, die ſeit einem Jahrhunderte das Abendland in Bewegung geſetzt hatten, aber in planloſer Zerſplitterung vergeudet worden waren, in ſeiner allgewaltigen Hand zuſammenfaſſen, um die ganze morgenländiſche Welt in den Herrſcherkreis des abendländiſchen Kaiſertums zu ziehen."

Deswegen durchzogen Kreuzprediger Deutschland, Frankreich und Italien, wurde eine Flotte in das Mittelmeer geschickt.

Unter den vielen Fürsten, welche dem Rufe ihres Kaisers folgten, war auch Herzog Friedrich von Oesterreich. Während seiner Abwesenheit überließ er seinem Bruder Leopold die Verweserschaft seiner Länder.

1196 kam das Kreuzheer nach Italien und trat im Frühjahre 1197 den Weg über Sicilien nach Akkon an, wo es nach glücklicher Fahrt am 22. September landete.

Wenn man nicht ohne große Wahrscheinlichkeit behauptet hat, daß Reinmar den Herzog Friedrich auf diesen Kreuzzug begleitet habe, so ist es um so auffallender, warum nicht auch Walther, dem, wie wir aus mehreren Liedern ersehen, eine Fahrt ins heilige Land zum Herzenswunsche geworden war. Da dem Herzoge die Begleitung seines Lieblings gewiß nur willkommen gewesen sein würde, muß das Hindernis an Walthers eigener Persönlichkeit gehangen haben.

Aus dem Gedichte L. 114, 23 (Pf. 73, S. 193) hat zuerst Rieger (p. 61) geschlossen, daß es nach einer Krankheit des Dichters entstanden sei.

An einem Frühlingstage kommt der Dichter ins Freie, hört die Vöglein, sieht die Blumen wieder, und gedenkt dabei der überstandenen Not des Winters, in dem er nimmer den Frühling zu erleben glaubte:

„Uns hât der winter kalt und ander nôt*)
vil getân ze leide.

*) „Uns hat des Winters Frost und andre Not
Viel getan zu Leide;

Ich wânde, daz ich iemer bloumen rôt
gesaehe an grüener heide.
Joch schâte ez guoten liuten, waer ich tôt,
die nâch fröiden rungen
und die gerne tanzten unde sprungen.“

Wie nun, wenn Walther dieſes Gedicht, das ſicher noch in dieſe Wiener Periode fällt, im Frühling 1197 gedichtet und ihn alſo eine ſchwere Krankheit verhindert hätte, am Kreuzzuge teilzunehmen? [9])

Schon während Friedrichs Abweſenheit mußte er die Wandelbarkeit der Hofgunſt erfahren.

Ein offener, gerader Mann wie Walther, der, ſeines eigenen Wertes bewußt, aus ſeinen Tugenden und Fehlern keinen Hehl macht, der ſtäts mit kecker Rückhaltsloſigkeit ſeine Ueberzeugung ausſpricht, findet an einem Fürſtenhofe, wo ränkeſüchtige Schmeichler durch Herabziehung anderer ſich emporzuheben und in des Fürſten Gunſt zu ſetzen ſuchen, ſtäts Gegner und Neider. Dieſe benützten jetzt ſeine iſolierte Stellung, um ihn bei Leopold, der ihm — wie wir wiſſen — zuvor nicht hold war, und bei der übrigen Hofwelt in Mißgunſt zu ſetzen. In L. 58, 21 (Pf. 59, S. 150) warfen ſie ihm ſeine Unfruchtbarkeit im Geſange vor. Sie ſprachen: „ez sî allez tôt, ezn lebe nû nieman der iht singe.“ Der Dichter aber verteidigte ſich durch den Hinweis auf die allgemeine Not und Sorge,

---

Ich wähnte ſchon nie wieder Blumen rot
Zu ſehn auf grüner Haide.
Nun ſchmerzte gute Leute doch vielleicht mein Tod,
Die nach Freude ringen
Und die gerne tanzen oder ſpringen.“

welche den Gesang verstummen machen: „nû mugen si doch bedenken die gemeinen nôt, [10]) wie al diu welt mit sorgen ringe.“ Denn während der Landesfürst, und die mit ihm gezogen waren, im Morgenlande gegen die Heiden kämpften, litten die Zurückgebliebenen von einer Hungersnot, welche 1196 in Oesterreich ausgebrochen war. Wie schmerzlich auch auf diese Weise das neue Regiment den Dichter Friedrich vermissen ließ, so hielt er dennoch seinen Mut aufrecht. Einerseits hatte dieser gewiß bei seinem Abzuge für Walthers Lebensunterhalt und Stellung bei Hofe gesorgt, da er ihn krank und hiflos zurückgelassen, was auch aus L. 19, 29 hervorgeht, wo der Dichter selbst sagt, daß er bis zu Friedrichs Tode „der krenechen trit“ gieng; anderseits belebte ihn ja die Hoffnung auf Friedrichs Rückkehr, wo wieder Freude und „Sangestag“ für ihn komme L. 58, 25:

„Kumt sanges tac, man hoeret singen unde sagen:*)
man kan noch wunder.
ich hôrte ein kleine vogellîn daz selbe klagen:
daz tet sich under:
‚ich singe niht, ez welle tagen.‘“

Doch in dieser Hoffnung sollte Walther nur zu bald getäuscht werden.

Kaiser Heinrich VI. beendete in Messina die Unterdrückung eines Aufstandes und war soeben im Be-

*) „Kommt Sangestag, so hört man singen wohl und sagen,
Man kann noch Lieder:
Ich hört ein kleines Vöglein jüngst dasselbe klagen,
Das barg sich wieder:
‚Ich singe nicht, erst muß es tagen!‘“

griffe, selbst den Oberbefehl über das Kreuzheer im Morgenlande zu übernehmen, als er plötzlich am 28. September 1197 starb. Damit waren all die stolzen Pläne kaiserlicher Machtherrschaft, all die geplante Größe Deutschlands zerronnen. In der ausbrechenden Hungersnot, in seltsamen Erscheinungen des Himmels erblickte die angsterfüllte Menschheit die Vorboten schrecklicher Tage, die nunmehr über die Völker hereinbrechen würden. Selbst der alte Held Dietrich von Bern mußte der furchterregten Phantasie aus dem Grabe steigen, das verwaiste Reich zu durchreiten, Jammer und Unheil verkündend. Mit Heinrichs Leichnam war die Herrlichkeit und Ruhe Deutschlands für lange Zeit mit ins Grab gesenkt worden; denn Erbe der Krone war ein dreijähriges Kind. Alle bösen Gewalten brachen los und erfüllten das Reich mit Elend und Drangsal jeder Art. Dieser entschiedene Wendepunkt der deutschen Geschichte war auch entscheidend für den ganzen Dichtungsgang Walthers.

Durch das Heranwachsen am Wiener Hofe, wohin alle Ereignisse im deutschen Reiche ihre Wellen spielten, war Walthers Aufmerksamkeit ununterbrochen an die politischen Verhältnisse seines Vaterlandes gefesselt. Durch die nahen Beziehungen mit den dortigen Herzogen, besonders mit Friedrich, konnte er die Entwicklung des deutschen Reiches bis zu den innersten Fäden der Staatsaktionen verfolgen. So öffnete sich seinem Geiste, den die eigenen Herzensangelegenheiten und die Verhältnisse seiner unmittelbaren Umgebung nicht ausfüllen konnten, eine große Perspektive in die Weltferne, in das Leben des Staates und der Kirche

und erzog in ihm den mächtigen ethiſchen und politiſchen Dichter, der er in ſeiner fern gelegenen abgeſchloſſenen Heimat, wie er ſie uns ſelbſt in L. 124, 1 ſchildert, wohl nimmer hätte werden können, während der Stolz, mit dem er ſein Vaterland groß ſah, ihn zum heldenmütigen Patrioten machte. Als nun aber Deutſchland plötzlich von ſeiner höchſten Höhe äußerlicher Macht herabzuſinken begann, als es dem Reichsideale, das er ſich unter Friedrichs I. und ſeines Sohnes glorreicher Regierung gebildet hatte, nicht mehr glich, wurde er ſich ſeiner Aufgabe und ſeiner Bedeutung bewußt. Darum ließ er jetzt Minne und Mai und ſtellte ſich auf die Hochwarte ſeiner Zeit, um mit der vollen männlichen Kraft, mit der ganzen Energie ſeines Geſanges Deutſchland aus der eintretenden Verwirrung aufzurufen.

Als der Dichter in L. 8, 4 (Pf. 81 I, S. 1) [11]) das erſtemal im Dienſte ſeines Vaterlandes ſang, hatte er auch den erſten Schritt in ein Gebiet gemacht, welches als eigene Dichtungsgattung allen andern Minneſängern vor ihm fremd geweſen iſt. Durch dieſe neue Richtung ſeiner poetiſchen Muſe, durch die politiſche Dichtung, wurde er vom größten auch zum umfangreichſten Lyriker des Mittelalters und erhielt einen Einfluß auf den Gang der politiſchen Verhältniſſe und die öffentliche Meinung, wie ihn kaum ein anderer deutſcher Dichter jemals gehabt hat. Von mehreren Andern ſei hier nur das direkte Zeugnis erwähnt, das uns der welfiſch geſinnte Friauler Dichter, Thomaſin von Zerkläre, gibt:

„Wand (denn) er hât tûsent man betoeret,

daz sî hânt überhoeret
gotes und des bâbstes gebot.“

War Walthers Einfluß noch auf der Grenze Italiens so bedeutend, um wie viel mächtiger muß er in Deutschland, in seiner unmittelbaren Nähe gewesen sein?

Es ist rührend zu lesen, wie die Teilnahme an der Zerrissenheit und Verwirrung seines Vaterlandes den fröhlichen Sänger der Liebe mit sinnendem Ernst erfüllte L. 8, 9:

„dô dâhte ich mir vil ange, (gar sorglich)
wie man zer welte solte leben;“

wie er dem deutschen Volke den Spiegel vorhält L. 8, 24:

„untriuwe ist in der sâze, *)
gewalt vert ûf der strâze:
fride unde reht sint sêre wunt,“

um dasselbe durch das verletzte Selbstbewußtsein aufzuwecken.

Die Verwirrung im Reiche war zum großen Teile eine Folge des allgemeinen Rennens und Jagens der Großen, aus den Trümmern des Reiches Güter und Besitztümer für sich heimzubringen, was der niedern Bevölkerung Gelegenheit gab, sich auch nach Raub umzusehen. Daher sucht der Dichter in L. 20, 16 (Pf. 90, S. 13) durch die Ermahnung auf die Gemüter zu wirken, daß Gut und Reichtum nicht das höchste sei, wornach man streben soll, denn der arme

*) „Untreue hält Hof und Leute,
Gewalt fährt aus auf Beute,
So Fried' als Recht sind todeswund.“

Mann mit ſchöner Denkweiſe ſtehe höher als der Reiche; wer darüber gar noch Gotteshuld und Ehre vergißt, der hat den Reichtum ſich ſelbſt zur Schande und zum Schaden erworben. Desgleichen zeigt er in L. 22, 18, (Pf. 91, S. 14) daß nur Toren durch Schand und Sünde Gut erwerben, denn der Weiſe ſtrebt zuerſt nach Ehre und Gotteshuld. [12]) Das Unheil nahm nicht ab, dem Dichter will es in L. 21, 25 (Pf. 84, S. 6) [13]) dünken, es ſtände jetzt der jüngſte Tag bevor; ſo hatten ſich alle Bande der Ordnung gelöst. Aber mit bloßen Worten waren die böſen Gemüter nicht zu bekehren. Dazu brauchte es eine kräftige Centralgewalt, welche mit dem Schwerte Friede und Ordnung herſtellen, Recht und Eigentum ſchützen konnte. Dem politiſchen Scharfblicke Walthers konnte das nicht entgehen. In L. 8, 28 (Pf. 81 II, S. 1) [14]) zeigt er nun den einzigen Weg, auf dem im deutſchen Reiche die „ordenunge“ wieder hergeſtellt werden könne: Von den Tieren könne man ſich das Beiſpiel holen; „denn ſie alle, welche gehen, kriechen, fliegen und ſchwimmen, würden ſich vernichtet dünken, wenn ſie nicht geſichertes Recht ſchüfen, Könige wählten und zwiſchen Herrn und Knecht unterſchieden“:

„si enschüefen starc gerihte.
si kiesent künege unde reht,
si setzent hêrren unde kneht;“

ſo ſoll auch das deutſche Volk einen König an ſeine Spitze ſetzen, indem es den erwählten Philipp kröne.

Auf die Nachricht von Kaiſer Heinrichs Tode kehrten viele Pilger nach Deutſchland zurück. Auch Friedrich von Oeſterreich begann die Heimreiſe, ſtarb aber ſchon

in Ptolomais am 16. April 1198 in einem Alter von 24 Jahren. [15]) Seine Gebeine brachten Wolfger, Biſchof von Paſſau, und die übrigen öſterreichiſchen Ritter, die mit ihm gezogen waren, etwa am Beginn des Sommers nach Wien zurück. [16])

Wie niederſchmetternd dieſe Nachricht, die alle ſeine Hoffnungen mit einem Schlage zerſtörte, auf Walther gewirkt hat, ſagt L. 19, 29 (Pf. 98, S. 21):

„Dô Friderich ûz Ôsterrîch alsô gewarp,
dêr an der sêle genas und im der lîp erstarp,
dô fuorte er mîner krenechen trit in derde;
dô gieng ich slîchent als ein pfâwe swar ich gie,
daz houbet hanht ich nider unz ûf mîniu knie.“

Vgl. p. 113.

Friedrich folgte ſein 22jähriger Bruder Leopold auch in die Regierung von Oeſterreich. Leopold VII. war der tüchtigſte unter den tüchtigen Babenbergern. Er erfreute ſich einer für ſeine Zeit gelehrten Bildung und politiſchen Beredſamkeit, — von Arnold von Lübeck wird er „vir facundissimus et litteratus“ genannt — war berühmt wegen ſeiner glorreichen Regierung und viel geprieſen als Hort aller Sänger, weswegen ihm ſeine Zeitgenoſſen auch das Prädikat „gloriosus et liberalis“ beilegten.

Leopold hatte Walthers Jugendfehler noch nicht vergeſſen. Er ließ den Dichter unbeachtet, wie ſehr ſich dieſer ihm zu nähern ſuchte. Gerade der Umſtand nun, daß der neue Herzog gegen alle andern Sänger die vollſte Freigebigkeit übte, „dem ſüßen Regen gleich, der Land und Leute erfreut“, und nur

Walther dabei vergaß, mußte dieſem ſeine Zurückſetzung doppelt ſchmerzlich fühlen laſſen. Wie oft er ſchon gebeten hatte — er ſah ſich mitten unter Glücklichen verlaſſen wie „eine Waiſe“. Dennoch will er noch einmal anklopfen, vielleicht daß es ihm diesmal gelingt, von „des Fürſten gar mildreicher Hand“ eine Gabe als Zeichen der Verſöhnung zu erhalten; wie dankbar — ruft er bei dieſem Gedanken aus — wollte ich „loben die süezen ougenweide.“ Allein auch in L. 20, 31 (Pf. 82, S. 3) [17]) bat er vergebens.

Hilf- und obdachlos mußte er ſich endlich entſchließen, den Ort zu verlaſſen, wo er die ſchönſte Zeit der Jugend und Wonne verlebt hatte, der ihm zur Heimat geworden war. Es iſt bereits „sumer sus getâner arebeit“ L. 64, 13 (Pf. 20, S. 144).[18]) Der Dichter flüchtet ſich mit ſeiner Klage: „der (der Herzog) mir ist liep, dem bin ich leit,“ wovon all ſein Unglück herrührt, ins Freie, um aus dem Anblick der Natur Linderung ſeines Wehe's zu ſchöpfen:

„sumer, daz ich iemer lobe dîne tage, *)
trôst, sô troeste ouch mîne klage.
ich sage dir waz mir wirret:
‚der mir ist liep, dem bin ich leit.“

Aber der Gedanke an den Abſchied ergreift ihn von neuem. Seine Geliebte, die er verlaſſen muß, tritt ihm vor die Seele. Er kann „der guoten niht ver-

*) „Sommer, daß ich immer lobe deine Tage,
Du Troſt, ſo tröſt auch meine Klage.
Ich will dir ſagen, was mir fehlt:
Der mir iſt lieb, dem bin ich leid.“

gezzen noch ensol," die ihm „sô vil gedanke nimet" und ihn ſtäts zum „niuwen lop, daz ir gezimet," begeiſtert. Weh' ihm, daß er „dieſe Augenweide nicht mehr länger ſehen kann"! Vor dem Antritt der Reiſe muß er in L. 60, 34 (Pf. 74, S. 192) [19]) noch ſeine „viele Habe" verteilen: Sein Unglück vermacht er jenen, „die sich hazzes unde nîdes gerne wenen," ſeinen Schmerz „lügenaeren," ſeine Torheiten denen, „die mit velsche minnen," doch den Frauen „nâch herzeliebe senendiu leit."

Der Tag, an welchem er zum Wanderſtabe greifen muß, iſt gekommen. Am Beginn des neuen, unbekannten Lebens, das bei der Zerriſſenheit ſeines Vaterlandes, ſelbſt bis in die einzelne Familie hinein, nur trübe Ahnungen in ihm erwecken konnte, ergreift ihn ein Gefühl der Bangigkeit, und mit kindlichem Glauben erhebt er ſeinen Geiſt zum Himmel und fleht in einem tiefempfundenen, demütigen Gebete zu Gott um Beiſtand und Schutz auf die unbeſtimmte Reiſe L. 24, 18 (Pf. 88, S. 16): [20])

„Mit saelden müeze ich hiute ûf stên, *)
got hêrre, in dîner huote gên
und rîten, swar ich in dem lande kêre.
Krist hêrre, lâz mir werden schîn
die grôzen kraft der güete dîn,
und pflic mîn wol dur dîner muoter êre."

*) „Mit Segen laß mich heut erſtehn
Herr Gott, in deinem Schutze gehn
Und reiten, wohinaus mein Weg ſich kehre;
Herr Chriſt, an mir gib an den Tag,
Was deiner Güte Kraft vermag,
Und ſteh mir bei zu deiner Mutter Ehre"!

Wie du einſt, betet er weiter, der Gottesmutter und ihrem Sohne, als er, „junger mensch und alter got,“ in der Krippe lag, einen Engel ſchickteſt, ſie zu pflegen, ſo gib auch mir einen ſchützenden Engel zur Seite. — Ein ſchönes Zeugnis ſeiner echt religiöſen Geſinnung!

Er lenkte ſeine Schritte an den Hof Philipps, des Sprößlings aus dem hochſinnigen Geſchlechte der Staufen, deſſen Sängerpflege berühmt war und deſſen Intereſſe er ſo mannhaft vertreten hatte. Schon am 8. September 1198 finden wir ihn in Mainz, wo er in einem neuen Tone L. 18, 29 (Pf. 97, S. 20) den neugekrönten Philipp mit hochſchwebendem Jubel als den Leitſtern aller Fürſten begrüßt. Nach dem Krönungsfeſte folgte er dem Hofe des jungen „süezen“ Königs, an dem er in L. 19, 29 (Pf. 98, S. 21) die volle Freude laut werden läßt über das neue gaſtliche Aſyl, das ihm Philipp gewährte, und das ihn wieder von der gedrückten Stimmung, in die ihn der Tod ſeines Gönners Friedrich verſetzt hatte, befreite:

„Ich bin vil wol ze fiure komen,
mich hât daz rîche und ouch diu krône an sich genomen.
wol ûf, swer tanzen welle nâch der gîgen!
mir ist mîner swaere worden buoz:
êrste wil ich ebene setzen mînen fuoz
und wider in ein kôhgemüete stîgen. Vgl. p. 113.

TAYLOR INST. OXFORD

II.

Erſt im Jahre 1203 finden wir Walther nachweisbar wieder in Wien.[21])

Am Beginn November des Jahres 1203 feierte Leopold in Wien bei glänzender Feſtlichkeit ſeine Hochzeit mit Theodora Komnena, der Nichte von Philipps Gemahlin, der Königin Irene-Maria. Am Hofe Philipps, mit welchem Herzog Leopold ſchon ſeit deſſen Wahl zum deutſchen Könige in freundſchaftlichen Beziehungen ſtand, die jetzt durch dieſe neuen Bande der Verwandtſchaft nur noch befeſtigt werden konnten, erhielt Walther, der ſeit 1198 ſich vorherrſchend dort aufhielt, die Nachricht davon. Er ergriff die günſtige Gelegenheit, dem langverhaltenen Zuge ſeines Herzens nach dem geliebten Wien zu folgen, da er als Hofmann des Staufiſchen Königs dieſes Feſt, ohne den Vorwurf der Zudringlichkeit auf ſich zu laden, beſuchen konnte. Er mochte die Hoffnung tragen, bei dieſer Feierlichkeit, wo die gehobene Stimmung des Feſtes alter Vergehungen gerne vergißt, den Herzog zu verſöhnen und wie einſt unter ſeinem Bruder Friedrich am herzoglichen Hofe Aufnahme zu erlangen.

Ganz erfüllt von der Freude des erſten Wiederſehens nach langer Abweſenheit tritt der Dichter in

den wohlbekannten, festlich geschmückten Kreis von Damen und Rittern und beginnt in vollen Tönen:

„Ir sult sprechen willekomen:
der iu maere bringet, daz bin ich.“

Wie ein aus der Fremde Heimkehrender erzählt er, wie die fremden Sitten ihn erst recht den Wert der heimischen erkennen ließen; denn Schönheit, edlen Anstand und gute Zucht, reine Minne und Treue fand er nirgends so wie in den Ländern „von der Elbe bis an den Rhein und wieder hieher zurück bis an der Ungarn Land“ L. 56, 14 (Pf. 39, S. 126).

Die Festlichkeit gieng glänzend vorüber L. 25, 26 (Pf. 83, S. 2).[22]) Noch nie hatte Walther eine größere Freigebigkeit gesehen, als der junge Leopold damals in Wien entfaltete. Und auch er selbst war vom Herzoge huldvoll bedacht worden, weswegen er der Erfüllung seines Wunsches näher gekommen zu sein glaubte und mit der direkten Bitte L. 84, 1 (Pf. 127, S. 72)[23]) an den Herzog rückt: Drei Wünsche hat der Dichter, wären ihm diese erfüllt, so wäre das Maß seines Glückes voll. Der erste ist „gotes hulde,“ der zweite seiner „frowen minne,“ der dritte, den er nicht ohne Grund weiter als die beiden Vorausgegangenen ausführt und nachdrücklicher betont, ist der „wünneclîche hof ze Wiene.“ Nimmer will er ruhen, bis er den wieder verdient hat. Er betont zuversichtlich „mir mag an allen drin noch wol gelingen.“

Seine frohe Hoffnung wurde nicht erfüllt. Leopold hatte ihn wie die übrigen „gernden“ reichlich beschenkt, doch dauernde Aufnahme an seinem Hofe

gewährte er ihm damals noch nicht. Wieder mußte Walther das erſehnte Aſyl verlaſſen. In Gemeinſchaft mit Wolfger von Paſſau zog er von der herzoglichen Reſidenz weg. Der kunſtſinnige Biſchof hatte dem Dichter, dem Lieblinge ſeines verſtorbenen Freundes, des Herzogs Friedrich, den er einſt ſelbſt in das Morgenland begleitet, aber nur mehr deſſen Gebeine in die Gruft ſeiner Ahnen zurückgebracht hatte, die alte Zuneigung und Gunſt bewahrt. Ein direktes Zeugnis davon hat ſich noch bis auf uns herab gerettet. Der biſchöfliche Sekretär hat nämlich getreulich in das Ausgabenbuch eingeſchrieben, was das Pelzkleid koſtete, das ſein Herr auf der damaligen Reiſe am 12. November 1203 in Zeiſelmauer kaufte und dem „cantori Walthero de Vogelweide“ zum Geſchenke machte.

Den Dichter führte ſein Weg nach Thüringen, wo der Landgraf Hermann auf der Wartburg bei Eiſenach einen Mittelpunkt dichteriſcher Beſtrebungen bildete, wie ſechshundert Jahre nachher Karl Auguſt in dem benachbarten Weimar. Schon am Schluſſe dieſes Jahres iſt Walther auf der Wartburg, wo er in einem Gedichte, das uns nur aus dem Zitate in Wolframs Parzival bekannt iſt, Hermanns Hofgeſinde mit „guoten tac, boes unde guot“ begrüßt.

III.

Als Kaiſer Otto IV. nach der Schlacht bei Bouvines am 27. Juli 1214, ein geſchlagener Flüchtling, in Köln ſich einſchloß und faſt ein Jahr lang von dem „Darlehen der Kölner und dem Almoſen der Engländer ſeine Bedürfniſſe und die Spielſucht und den Aufwand ſeiner Gemahlin befriedigte," während der jugendliche Friedrich teils durch Geld und Verſprechungen, teils durch jenen Zauber, der ſeit jeher an dem Staufiſchen Namen und den Staufiſchen Perſönlichkeiten gehangen hatte, faſt ſämmtliche weltlichen und geiſtlichen Fürſten Deutſchlands an ſich zu feſſeln wußte; da gieng auch Walther, „der Letzten Einer," direkt zu Friedrich über, von dem nun die Wohlfahrt ſeines Vaterlandes abhieng. Der wilde, nur rohen Genüſſen nachjagende Otto hatte perſönlich den Dichter nie angezogen, dieſer war ihm nur als dem Träger der deutſchen Kaiſeridee ſo mannhaft zur Seite geſtanden, bis auch der letzte Schein von Würde und Bedeutung von ihm verſchwunden war.

Der feingebildete Staufe empfieng den einflußreichen Dichter mit offenen Armen und belohnte ſeine Verdienſte um Krone und Reich mit einem Lehen, das aber in den damaligen Verhältniſſen den Dichter

nicht ernährte und ihn zwang, sein Wanderleben fortzusetzen. Wieder zog es den Dichter nach Süden, über die Donau.

Gegen Ende 1215 oder am Beginn 1216 ist er in Kärnthen, wo damals Herzog Bernhard [1202—1256] in Villach residierte und nach dem Vorbilde des Wiener und Eisenacher Hofes ein frohes Sängerleben an seine Residenz zu fesseln suchte und daher allen Fahrenden eine gastliche Unterkunft bot.

Durch längere Zeit erfreute sich der Dichter des Herzogs mildreicher Gewogenheit. [„Ich hân des Kerndaeres gâbe dicke enpfangen". L. 32, 17, Pf. 106 I, S. 57.] Da geschah es, daß ihm der Herzog — wahrscheinlich bei einer Festlichkeit — neue Kleider versprach, die ihm aber nicht verabfolgt wurden. Walther, dessen Gemüt noch von den Sprüchen gegen den Pabst, in denen sein „âtem stanc," gereizt war, und den der Gedanke, daß er noch über die Jahre der Kraft hinaus dem unstäten Wanderleben ausgesetzt sei, niederdrückte, verlangte mit unverholener Bitterkeit von den Hofbeamten, daß sie ihm den gegebenen Befehl des Herzogs erfüllen sollten. Die boshaften Höflinge säumten nicht, dem Herzoge die Nachricht davon zu überbringen, indem sie zugleich Walthers Aeußerung entstellten, als hätte ihm dieser die Schmach unmilder Behandlung zugeschrieben, was ihn um so mehr erzürnte, da diesmal wirklich nur der augenblickliche Mangel an neuen Kleidern die Erfüllung des gegebenen Versprechens unmöglich gemacht hatte.

Als der Herzog in Folge dessen dem Dichter „diu wangen" bot, suchte derselbe ihn zu besänftigen. Er

hatte erkannt, daß man seine Aeußerung in ein falsches Licht gerückt habe, ja auch den Inhalt der Verleumdung selbst scheint er geahnt zu haben; denn in L. 32, 17 entschuldigt er den Herzog, daß er sein Versprechen nicht erfüllt habe. Es sei ihm diesmal nur ergangen, wie es gerade den freigebigen Fürsten oft zu geschehen pflegt, die in ihrer Milde mehr Gaben zusprechen, als im Augenblicke herbeigeschafft werden können; darum sei er ihm auch nicht gram. Um der Anschuldigung der Höflinge die Spitze abzubrechen, beteuert er in diesem Gesange offen, wie viele Beweise der Zuneigung und Gunst er vom Kerndaere, der „willeclîche sprichet jâ," schon erhalten habe, so daß er hoffe, er werde ihm jetzt wegen „eines Versehens" seine Huld nicht entziehen. Es ist charakteristisch für die verbitterte Stimmung Walthers, daß selbst dieses Gedicht, das Versöhnung bezweckte, von Schroffheit nicht frei blieb, [„daz man mir niht engap, dar umbe zürne er anderswâ"] was den neidischen Höflingen willkommen war, dem Zwiste neue Nahrung zu geben und den Riß zwischen dem Herzoge und dem Dichter noch zu erweitern.

Bald gelang es ihnen, Walther aus der Nähe des Herzogs gänzlich zu verdrängen. Das war für den Dichter der empfindlichste Schlag. Denn so lange er in der Nähe des Herzogs weilte, hatte er immer noch Aussicht, daß es ihm gelingen werde, bei günstiger Gelegenheit die „lügenaere" zu entlarven und so sein Ansehen beim Herzoge wieder herzustellen. Jetzt aber war ihm der Arm gelehmt, der Streit mußte sich in die Länge ziehen, der Ausgang war sehr zweifelhaft. In

L. 44, 23 (Pf. 42, S. 156) [24]) bricht er in die Klage aus, daß die Lügner ihr Unweſen ſo offen treiben, alle Biedern ins Verderben ſtürzen, überall Unglück und Verwirrung ungeſtraft ausſtreuen können!

„Ich lepte wol und âne nît,*)
wan durch der lügenaere werdekeit.
Daz wirt ein langer wernder strît:
ir liep muoz iemer sîn mîn herzeleit.
Ez erbarmet mich vil sêre,
daz s'als offenlîche gânt
und niemen guoten unverworren lânt.
unstaete, schande, sünde, unêre,
die râtents iemer swâ mans hoeren wil.
ouwê daz man si niht vermîdet!
daz wirt noch maneger frouwen schade
und hât verderbet hêrren vil."

Dennoch ſuchte der Dichter aus der Ferne dem Herzoge über das Treiben der „hovebellen" die Augen zu öffnen. In L. 32, 27 (Pf. 106 II, S. 58) zeigt er ihm, wie ſie ſich durch den eigenen Klang verraten,

*) „Ich lebte wohl und unbedroht,
Nur ſollte nicht der Lügner Anſehn ſein;
Wann endet einmal dieſe Not?
Ihr Glück iſt immer meines Herzens Pein.
Mich erbarmt, wie ſie's im Lande
Treiben frech und unverdeckt
Und keinen Biedern laſſen ungeneckt:
Untreue, Falſchheit, Sünd und Schande,
Die raten ſie, ſo lang man ihnen glaubt.
O weh, daß man ſie nicht vermeidet!
Das wird noch mancher Frauen leid
und hat viel Herren Glücks beraubt."

den Mäuſen ähnlich, „die sich selbe meldent, tragent si schellen.“ Der „edel Kerndenaere“ möge ſich doch genauer erkundigen über das, was er geſungen habe, und worüber er, der „milte fürste,“ ſich gräme, als wäre es gegen ſeine Ehre geweſen. Auch dieſes Gedicht blieb erfolglos. Wahrſcheinlich iſt ihm der rechte Weg verſperrt worden.

Je weiter der Herzog ſich von Walther entfernte, um ſo näher rückte ihm ein anderer Dichter, der an der Spitze der Höflinge unhövesch sanc, indem er Spottgedichte auf Walther machte. In L. 31, 33 (Pf. 108, S. 60) weiß Walther noch nicht, wer von den Sängern am Hofe des „tievels sâmen,“ wodurch „höveſcher sanc und fröide“ geſtört wurde, ausgeſtreut und ihn verdrängt habe.

Walther mußte endlich zur Ueberzeugung kommen, daß alle ſeine Bemühungen erfolglos bleiben.

So war der wandermüde Sänger hilf- und obdachlos und ſah ſich gezwungen, wieder den Wanderſtab zu ergreifen, um mit ſeinem Liede von Hof zu Hof den Unterhalt zu ſuchen. In dieſer Not richtet er ſeinen Blick nach Wien und wendet ſich flehend an den Herzog Leopold:

„herzoge ûz Ôsterrîch Liupolt, nû sprich:
dun wendest michs alleine, sô verkêre ich mîne zungen.“ Vgl. p. 117.

Leopold ſcheint mit ſeiner Antwort gezögert zu haben, darum will er ſich in L. 32, 7 (Pf. 107, S. 59) nun wirklich „des scharpfen sanges ouch genieten“ und „gewalteclîch und ungezogenlîch“ vor-

gehen. Er kennt jetzt den Führer der Gegner am Kärnthner Hofe, es ist der Sänger Stolle.

Aber kaum hat er begonnen, den Lästermäulern mit Schelten zu erwidern, als er den Gedankengang plötzlich abbricht und dem Hofe den Rücken kehrt mit den Worten: „Nun mäste sich die Bosheit hier, da sie den Sieg errang.“ Stolle hatte seine Sangesweise überhaupt angegriffen und herabzuziehen gesucht, wodurch sein gerechtes Selbstbewußtsein vom Werte seiner Kunst verletzt wurde. Stolz erwidert er dagegen: „ze Ôsterrîche lernt ich singen unde sagen;“ — also am ersten Musenhofe seiner Zeit — dort gilt höfischer Gesang, darum will ich dorthin meine Zuflucht nehmen:[25])

„dâ wil ich mich allerêrst beklagen:
vind ich an Liupolt höveschen trôst, so ist mir mîn muot entswollen.“ Vgl. p. 117.

So verließ der Dichter Kärnthen und kam nach Wien, wo ihm endlich nach so vielen Jahren sein Herzenswunsch in Erfüllung gieng, indem Leopold durch die wiederholten Bitten und vielleicht auch durch andere Umstände, die uns verborgen sind, bewogen, „die alte Schuld“ vollends vergaß und ihn an seinem „wünneclîchen hof“ aufnahm.

Das dortige Leben war damals nicht so glänzend wie früher, da der Herzog für den Kreuzzug sparte und die Ritter seinem Beispiele folgten. L. 36, 1 (Pf. 120, S. 61):

„Dô Liupolt spart ûf gotes vart, ûf künftige êre,
si behielten alle samt, si volgeten sîner lêre,
si zuhten ûf, alsam si niht getorsten geben.

daz was billich: wan sol iemer nâch dem hove leben. Vgl. p. 119.

Der Dichter fand es billig und wußte sich darein zu fügen.

Im Sommer 1217 ward der Kreuzzug angetreten, wodurch es am Hofe noch stiller und einsamer wurde.

Walther hinterließ uns ein Gedicht, in dem er das damalige Leben am Wiener Hofe in humoristischer Weise mit dem frühern in Kontrast setzte L. 24, 33 (Pf. 86, S. 4).[26]) Der Dichter mochte wohl damit sich und seine Umgebung zu erheitern suchen, bis er um 1218, in welchem Jahre Berthold von Andechs Wolfger auf den Patriarchenstuhl folgte, einen Besuch in Aquileja machte, um hier Leopolds Ankunft aus dem Morgenlande abzuwarten.[27])

Leopold hatte sich an der dalmatinischen Küste mit König Andreas von Ungarn vereinigt und war nach sechzehntägiger Fahrt vor Akkon gelandet. Er focht heldenmütig beim Angriffe auf die von Aladil auf dem steilen Gipfel des Berges Tabor erbaute feste Burg. Trotzdem Andreas schon beim Antritt des Winters, durch die geringen Erfolge entmutigt, das heilige Land verließ, harrte Leopold bis zum Frühjahre 1218 aus, wo er sich mit den neuankommenden niederländischen, friesischen und kölnischen Pilgern unter dem Grafen von Holland vereinigte und den Gedanken faßte, mit ihnen Damiette, den Schlüssel Aegyptens, zu erobern. Um Pfingsten 1218 begann der Belagerungskrieg vor dieser mit hohen Mauern und Türmen befestigten Stadt, der sich an Mut und

Tapferkeit, an Anstrengungen und Gefahren mit den Kämpfen vergleichen läßt, welche in den Tagen Saladins gefochten wurden. Leopold zeigte sich als würdigen Sohn des Helden vor Akkon. Als der feste Kettenturm im Nilstrom, Damiette's Hauptbollwerk, nach viermonatlicher Belagerung erstürmt worden war, die Christen den Nil überschritten, sich des Türkenlagers bemächtigt und Damiette von allen Seiten eingeschlossen hatten, verließ Leopold am 1. Mai 1219 Aegypten. Er nahm den Rückweg über Aquileja, wo er gegen Ende September 1219 eintraf und ihm Walther an der Spitze einer Wiener Gesandtschaft den schönen Gruß L. 28, 11 (Pf. 152 S. 79) entgegenbrachte, als dem ruhmbeladenen und sündenfreien Helden, zu dem er sagen kann:

„ir sît wol wert, daz wir die gloggen gegen iu liuten,
dringen unde schouwen als ein wunder komen sî.“ Vgl. p. 125.

Mit einem bewunderungswürdigen Freimut ermahnte hier der Dichter den Herzog, den durch die Kreuzfahrt erworbenen Ruhm zu Hause durch edles Benehmen zu bewahren und sich so des dargebrachten, glänzenden Lobes wert zu zeigen, damit nicht jemand Anlaß erhalten könnte zu äußern: „Ihr hättet besser in Palästina einen ehrenvollen Tod gefunden.“ Darin vernehmen wir den Dichter, der drei Kaisern als Ratgeber zur Seite gestanden hatte.

Mit dem Kreuzheere zog Walther nach Wien zurück, wo sich Leopold wieder als friedliebenden, weisen Regenten,

als hochherzigen Gönner und Beſchützer der Sangeskunſt bewies.

Dem Dichter wurde, wie einſt unter Friedrich, alles zu einem heitern, ſorgenloſen Leben geboten. L. 34, 34 (Pf. 119, S. 62):

„Die wîle ich weiz drî hove sô lobelîcher manne,
sô ist mîn wîn gelesen unde sûset wol mîn pfanne."

Er fand jetzt den „höfiſchen Troſt," nach dem er ſich in Kärnthen geſehnt hatte:

„so ist mîn höfscher trôst zehant dâ bî
Liupolt, zwir ein fürste, Stîre und Ôsterrîche,"

ſo daß er der Milde und Tüchtigkeit Leopolds die keines Andern vergleichen kann:

„niemen lept den ich zuo deme gelîche:
sîn lop ist niht ein lobelîn: er mac, er hât, er tuot." Vgl. p. 119.

Der Dichter ſtellt ihn in der letzten Zeile dem Herzog Bernhard von Kärnthen gegenüber, der wohl auch geben wollte, allein weder genug hatte noch tat. Auch im Gedichte: „Daz milter man gar wârhaft sî" L. 104, 33 (Pf. 154, S. 73) lobt er, auf die in Kärnthen erfahrenen Verhältniſſe zurückblickend, den klugen Sinn und die unabläſſige Tätigkeit, womit Leopold ſeinen „großen Willen" zu geben erfüllt und ſich ſo „Ehren pflickt, die nimmermehr vergehen." [28])

So lohnte jetzt Leopold dem vielgeprüften Sänger die Anhänglichkeit und Liebe, die er ihm und ſeinem Hofe unter allen Stürmen und Leiden durch mehr als zwanzig Jahre treu bewahrt hatte. [29])

Von Wien aus hatte der Dichter wiederholt Ge-

legenheit, den gaſtlichen Hof des herzoglichen Oheims, Heinrichs von Mödling, zu beſuchen, den er in L. 34, 34 zugleich mit dem „biderben patrîarke“ rühmt und mit Welf VI. von Baiern, Herzog von Spoleto und Markgraf von Toskana, deſſen Milde ſprichwörtlich war, vergleicht. [30])

Doch wie ſehr Leopold den Dichter ehren, wie ſehr der Wiener Hof Pracht und Glanz entfalten mochte, des Dichters Freudigkeit und Heiterkeit ſchwand mehr und mehr unter der Laſt der Jahre.

Der Schmerz, mit dem er Deutſchland von ſeiner Höhe herabſinken ſah, die vielen Enttäuſchungen, die er erfahren, die Intriguen ſeiner Feinde, die er bei ſeinem offenen, rückhaltloſen Weſen überall fand, die Sorgen um die materielle Exiſtenz, welche ſeit 1198 auf ihm gelaſtet hatten, Kummer und Ungemach jeglicher Art hatten das Gemüt des von Natur aus zum Ernſte geneigten Dichters mehr und mehr verdüſtert. Das Gedicht von den drei Höfen ſcheint das letzte zu ſein, in dem er unter dem friſchen Eindrucke der endlichen vollſtändigen Erfüllung ſeines Lebenswunſches noch eine volle ungetrübte Heiterkeit entfaltete.

Im nächſten Gedichte L. 36, 1 (Pf. 120, S. 61) beginnt ſchon die Klage über die Kargheit der öſterreichiſchen Ritter, welche ihrem Herzoge nur im Sparen, aber nicht mehr in der Freigebigkeit nachahmen.

Gerade jetzt glaubt der Dichter mehr denn je Anſpruch auf ihr Entgegenkommen und ihre Freigebigkeit zu haben, denn ſchon „ſeit 40 Jahren oder noch mehr“ hat er geſungen von Allem, was des edlen Menſchen

Bruſt bewegt, hat ſeit ſeiner früheſten Jugend mit unverdroſſener Freudigkeit nach wahrem Werte und echter, ſittlicher Würde geſtrebt, ſo daß er mit Selbſtzufriedenheit ausrufen kann:

„sô bin ich doch, swie nider ich sî, der werden ein (der Werten Einer),
genuoc in mîner mâze (Beſcheidenheit) hô.“ L. 66, 21 (Pf. 75, S. 196).

Bald werden die Klagen über die Kargheit der Ritter, über Liebloſigkeit und Undank der Welt, über falſche Freunde und unrechte Minne häufiger.

Zwar würde man dem Dichter Unrecht tun, wollte man alle dieſe Klagen über die zunehmende Verderbnis der Welt bloß auf Rechnung ſeines Alters ſchieben. Die Zeitumſtände hatten ſich wirklich zu ihrem Nachteile geändert.

Aus den vorausgegangenen Blättern wird ſichtbar geworden ſein, wie Walthers Leben auf den Scheidepunkt zweier Perioden der mittelalterlichen Geſchichte fällt.

Seine Jugend gehörte der gewaltig herrlichen Zeit Barbaroſſas und ſeines genialen Sohnes an, in welcher das mittelalterliche Ritterleben zu ſeiner vollſten Blüte emporſproßte.

Die Blüte war ſchön und prachtvoll, aber kurz, weil ſie nicht aus deutſchem Boden hervorgewachſen, ſondern aus der Fremde heimgebracht worden war.

Seit dem Tode des 32jährigen Kaiſers Heinrich war Deutſchland aus ſeiner angebahnten Entwicklung aufgeſchreckt. Die böſen Elemente, die „der Hammer der Erde“ zu Boden gedrückt, erhoben ihr Haupt und

ſäten Unrecht und Gewalt, ſtürzten das Reich in Kampf und Verwirrung, die die unberufene päbſtliche Einmiſchung in die deutſchen Verhältniſſe noch vermehrte. Mit gewaffneter Fauſt mußte jeder ſelbſt ſich und ſeine Habe zu ſchützen wiſſen, denn die Reichsgewalt konnte es nimmer.

Unter dieſem erwachenden Fauſtrecht entſchwand die ideale Denkweiſe aus dem Ritterſtande und damit auch deſſen ſittlicher Halt. Ein kalter, herzloſer Egoismus nahm mehr und mehr überhand, führte einen allgemeinen Verfall der guten Zucht und Sitte der feinen Hofbildung herbei, unter welchem auch der Minnegeſang und Minnedienſt zu ſchlüpfriger Sinnlichkeit gröblichſter Art ſich verkehrte.

Dieſe raſche Aenderung der Dinge mußte Walther — eine durch und durch ſelbſtändige, ſtarr gewordene Natur — notwendig zum Vergleiche zwiſchen Einſt und Jetzt drängen und ſein edles Gemüt mit Kummer erfüllen.

Tiefbewegt ruft er aus: „Hievor, war die Welt ſo ſchön"! Doch nun:

„Waz sol lieblich sprechen? waz sol singen?*)
waz sol wîbes schoene? waz sol guot?
Sît man nieman siht nâch fröiden ringen,

*) „Was ſoll weiſe Rede, was ſoll Singen?
Was ſoll Frauenſchöne, was ſoll Gut?
Seit man niemand ſieht nach Freude ringen,
Seit man ungeſcheut das Schlechte tut,
Seit man Treue, Milde, Zucht und Sitte
Stieß aus unſrer Mitte,
So verzagt an aller Luſt der Mut.."

sît man übel âne vorhte tuot,
Sît man triuwe, milte, zuht und êre
wil verpflegen sô sêre,
sô verzagt an fröiden maneges muot.“ L. 112, 10 (Pf. 71, S. 121).[31])

Aber von der andern Seite galt jetzt dem Dichter ſelbſt der Ausſpruch, den er einſt in ſeiner Jugend getan: „Niemand taugt ohne Freude.“ L. 99, 6 (Pf. 21, S. 165). Leopold mochte wohl der beſtändigen Klagen über die böſe Welt überdrüßig geworden ſein und verwünſchte den Dichter halb im Ernſt, halb im Scherz in den Wald, d. h. vom geſelligen Verkehr der Menſchen weg, in die Einſiedelei, wohin ſolche Klagen am füglichſten gehörten. L. 35, 17 (Pf. 121, S. 63).[32])

Mit dieſem Gedichte verſchwinden uns die Spuren von des Dichters Anweſenheit in Oeſterreich. Im April 1220 zog er mit Leopold zum Hoftage König Friedrichs nach Frankfurt. Sein geliebtes Wien ſah er nimmer wieder.

Denn mit dieſer Reiſe trat er in die letzte Periode ſeines Lebens, die ſich in den äußern Verhältniſſen dadurch charakteriſiert, daß er ſein eigener Wirt war und am eigenen Herd erwarmen konnte. Auf ſeinem vom Kaiſer neu aufgebeſſerten Lehen zu Würzburg ſaß nun der Dichter nach einem vielbewegten, ſtürmevollen Leben.[33])

Allein in einem harmloſen Stillleben fand der gewaltige Geiſt für die Dauer ſeine Befriedigung nicht. Jener innere Trieb zu ſchaffen und die Welt nach ſeinen Ideen zu bewegen, der großen Charaktern inne-

wohnt, der Walther einſt auf die Bühne der Weltgeſchichte gebracht hatte, war auch im Greiſe noch nicht erſtorben, nur eine andere Richtung hatte ihm die geiſtige Entwicklung des Alters gegeben.

Wie einſt im Dienſte der weltlichen Minne, wie im Dienſte des Vaterlandes, ſo entfaltete jetzt Walther ſeine ganze Tätigkeit im Dienſte Gottes, deſſen vollſte Erfüllung er in der Verwirklichung eines allgemeinen Kreuzzuges erblickte. Darum erſchien er auf den Hoftagen zu Würzburg, Nürnberg, Augsburg und Frankfurt, Fürſten und Ritter für die Kreuzfahrt zu begeiſtern; darum ermutigte er wiederholt den Kaiſer, ſein Gelübde zu erfüllen und ſtrafte jene, die ihn — wie er glaubte — daran hinderten.

Der Kreuzzug kam, wenn auch ſpät, doch zu Stande, und ſo wurde unſerem Dichter die Freude zu Teil, den höchſten Ritterdienſt zu erfüllen, den ſelbſt Kaiſer als Krone ihrer Taten zu ſchätzen pflegten. Als er auf dem Wege von Würzburg nach Italien zum erſtenmal ſeit ſeinen Jünglingsjahren die Stätte ſeiner Kindheit wiederſah, entſtand die wunderbare, ideentiefe Elegie: „Owê war (wohin) sint verswunden alliu mîniu jâr,“ die zu dem vollendetſten gehört, nicht allein was die Lyrik Walthers, ſondern was je in irgend einer Zeit, bei irgend einem Volke die Lyrik hervorgebracht hat. [34])

Doch die Sehnſucht, „die liebe Reiſe zu fahren über die See,“ drängte ihn mit den Kreuzfahrern weiter nach Apulien. Auf dieſem Zuge entſtand beim Anblick des wogenden Meeres der feierliche Kriegsgeſang L. 76, 22, (Pf. 78, S. 199) [35]) um damit die

Kreuzſchaaren von neuem zu begeiſtern: „zu befreien des Sohnes Heimatland.“ Und als er endlich ſeinen Fuß auf den heiligen Boden ſetzt, ruft er beſeligt aus: „Jetzt erſt fühle ich mein Leben verherrlicht, ſeit mein ſündig Auge dieſes hehre, hochgeprieſene Land erſchaut.“ L. 14, 38 (Pf. 79, S. 200).

Dieſes Lied, in dem ſeinem Blick in anbetender Betrachtung „der Wunder, die hier geſchehen ſind,“ alles Irdiſche entſinkt, klingt uns ſchon wie ſein Abſchiedsgruß entgegen: „Gute Nacht, Frau Welt, ich fahre zur ewigen Heimat.“ [„Got gebe dir, frô Werlt, guote naht: ich wil ze herberge varn.“]

Aus der vorausgegangenen Entwicklung der Verhältnisse Walthers ersehen wir, daß er nirgends öfters, länger und lieber sich aufgehalten hat als in Oesterreich.

Hier löste sich seine Zunge zum Gesange, verlebte er die schönste Zeit der Jugend und Liebe. Als ein eigentümliches Schicksal ihn in das weite deutsche Reich hinaus brachte, seine hohe politische Mission, die er in Oesterreich begonnen, zu erfüllen, zog es ihn immer wieder mit unwiderstehlicher Gewalt über die Donau, zu dem sangesfrohen Hof der Babenberger zurück.

In der Vollkraft seiner Jahre, auf dem Gipfelpunkte seines Dichterruhms vernehmen wir hier den wunderbaren, feierlichen Festgesang über deutsche Zucht und Sitte und das Lob des edlen Fürsten aus Oesterreich.

Als er an der Schwelle des Greisenalters angekommen war, fand er hier wieder wie in seiner Jugend die liebevollste Pflege, so daß er den Wanderstab bei Seite legen und ausrufen konnte: „Verschwunden ist die Not, die mich zwang, von Hof zu Hof zu wandern."

Dem Lande aber, das den Dichter groß gezogen, in deſſen Pflege er die ſchönſten Weiſen der Minne und patriotiſchen Begeiſterung geſungen hat, ſteht es vor allen Andern zu — auch wenn nicht in ihm des Dichters wirkliche Heimat läge — ſeinen Dichter zu krönen; ja Oeſterreich, deſſen wonniglichen Hof und deſſen Fürſten er durch ſeinen Geſang verherrlicht hat, deſſen Preis in Walthers Gedichten verewigt iſt, hat eine heilige Pflicht der Pietät, des unſterblichen Sängers Andenken zu ehren!

Und wo in Oeſterreich ſoll zunächſt Walthers Denkmal ſtehen?

Doch wohl in jenem Lande, reich an Sängern und Helden, wo nach dem heutigen Stand der Forſchung Walthers Wiege ſtand, und „wo er von Kinde ward erzogen"!

Dort auf jener Völkerſcheide, wo der Grenzſtein ſteht zwiſchen deutſchem und romaniſchem Weſen, in der letzten deutſchen Stadt gegen Süden, in Bozen, am Eingange ſeines Heimatstales, ſtehe das Monument des größten deutſchen Lyrikers des Mittelalters, dem Fremdling aus dem Süden zum Zeichen, daß hier die deutſche Zunge deutſche Lieder ſingt!

Dort rage es auf hoch und gewaltig, wie er einſt ſtand hoch und gewaltig über ſeiner Zeit, damit es auch ſei ein Mahnzeichen, das den kommenden Geſchlechtern die Erinnerung an ihren Dichter wachhalte, und ſie kennen und ſchätzen lernen, ſein Streben nach der Menſchheit edelſten Gütern, ſeinen Heldenſinn und ſeine Liebe zur hei-

matlichen Erde, heimiſchen Sprache und Sitte, und ſo ſich erfülle, was noch jüngſt ein geiſtesverwandter Dichter ſang:

„Und aus dem Standbild ſtröme Leben auch,
Des großen Geiſtes lebenswarmer Hauch;
Dann ziemt auch uns das ſchöne, ſtolze Wort:
So war und bleibt er unſer fort und fort!“

Das deutſche Volk hat den Ruf verſtanden, nicht nur von den Ufern der Etſch bis zur Donau, ſondern hinauf bis zum Nord- und Oſtſeeſtrand.

Schon iſt die Hand ans Werk gelegt. — Laßt es bald erſtehen; der Lorbeerkranz um des Dichters Stirn krönt auch den Kränzenden!

Exkurse und Zitate.

[1]) Gottfrieds Triſtan. Ausg. v. Maßmann 4777.

[2]) Zuerſt hat Fr. Pfeiffer in ſeiner Walther-Ausgabe vom Jahre 1864 wahrſcheinlich zu machen geſucht, daß die hier in Rede ſtehende Vogelweide im Eiſaktal liege. Er hatte ſomit zu Gunſten dieſer neuen Anſicht ſeine frühere Meinung von der fränkiſchen Heimat Walthers aufgegeben, trotzdem er ſie ſchon lange mit der ihn auszeichnenden Energie und Zähigkeit verfochten hatte. Schon im folgenden Jahre ſtellte Rud. Menzel, Leben und Dichten Walthers von der Vogelweide, eine ſubjektive und objektive Behauptung auf. [Allerdings eigentümlich] P. 51 heißt es: „Und ſo behaupte ich denn, einzig auf das Heimatlied geſtützt, mit noch größerer Zuverſicht als Pfeiffer, daß das von ihm nachgewieſene Vogelweide nicht etwa bloß die meiſte Wahrſcheinlichkeit für ſich habe, ſondern daß es wirklich die Geburtsſtätte unſeres Dichters ſei.“ Das objektive Urteil gibt er p. 340, wo ihm, nachdem er die Gründe, welche für Walthers Heimat in Oeſterreich, Franken, Schweiz und Tirol ſprechen, ausführlich beſprochen hat, feſtſteht: „Daß unter allen bisher geltend gemachten Anſichten über des Dichters Heimat die neueſte Pfeiffer'ſche die überwiegende Wahrſcheinlichkeit

für sich hat.“ Dieselbe Ansicht wiederholt er noch in den Berichtigungen p. 352.

1869 äußerte Egger: „Walthers Geburtsort, die Vogelweide, lag nach den neuesten Forschungen im Eisaktale Tirols.“ U. s. viele Andere. Seitdem haben die diesbezüglichen Forschungen nicht geruht, und mancher erhebliche Grund ist noch herbei gebracht worden, [vgl. die zusammenfassenden Arbeiten von Zingerle, zur Heimatfrage Walthers, Germania XX, 257 ff und Anzoletti, zur Heimatfrage Walthers von der Vogelweide, Bozen, II. Aufl. 1876] so daß wir mit vollem Rechte sagen können: „Die Heimat Walthers liegt nach dem heutigen Stande der Forschung in dem Laiener Riede im Eisaktal.“

Die vorliegende Arbeit war schon abgeschlossen, als mir das soeben bei Käser in Wien erschienene Prachtwerk, „deutsche Minnesänger in Bild und Wort,“ gezeichnet von E. v. Luttich, gestochen von E. Forberg, Text von H. Holland, in die Hände kam. Darin heißt es unter anderem: „Ueber die Heimat dieses süßen Liedermundes wurde seit 50 Jahren viel gestritten. Nachdem man ihn lange für Schwaben und der Schweiz, Baiern oder Franken, für Böhmen und Steiermark in Anspruch genommen, gilt er in neuester Zeit als Tiroler.“

[3]) Daß Walther mit Ortulf von Säben nach Wien gekommen sei, hat Zingerle, Germania XX, 268, wahrscheinlich gemacht. Dafür spricht auch der innere Zusammenhang. So erklärt es sich, wie Walther zur Ausbildung in der Sangeskunst an den herzoglichen Hof nach Wien gekommen sei, viel natürlicher, als wenn man, wie es früher der Fall war, annimmt, daß er als Vogelwärter o. dgl. sich allmälig den Zutritt zu Hofe erworben habe.

[4]) Zahn, Cod. Diplom. Austr. — Fris. I, 121.

[5]) Das Gedicht, in dem Walther direkt auf das Zerwürfnis anspielt, findet sich bei L. 25, 26, Pf. 83, S. 2, wo es Zl. 14 heißt: „ezngalt dâ nieman sîner alten schulde;“ woraus hervorgeht, daß das Mißverhältnis zwischen beiden durch des Dichters Verschuldung herbeigeführt wurde.

Simrock, der diesen Spruch unrichtig, wie später gezeigt werden soll, auf Friedrich den Katholischen bezieht, stellt die Deutung von Zl. 14 auf eine Verschuldung des Dichters in Abrede. Er sagt zu 2: „Es darf nicht auf eine Schuld gegen den Herzog geschlossen werden, deren der Dichter nicht mehr zu entgelten brauchte.“ Dieser Einwand fällt weg, wenn gezeigt sein wird, daß der Spruch auf Leopold zu beziehen ist, dem gegenüber Walther „sîne alten schulde“ noch lange entgelten mußte.

Wackernagel II, 133; Pfeiffer zu 83 und teilweise Rieger p. 10 erblicken in dieser „alten Schuld“ die alten Zechschulden der Fahrenden, was aber schon deswegen nicht zu glauben ist, weil diese mit Pfändern gedeckt wurden, welche, sollten sie nicht verfallen, aus leicht begreiflichen Gründen bald eingelöst werden mußten und daher nicht Alte genannt werden konnten. Dazu kommt, daß die hier in Rede stehenden Fahrenden meist auswärtige Gäste waren, — wie damals Walther selbst — welche schon deswegen in Wien keine alten Zechschulden haben konnten.

Endlich sagt Zl. 14 nach Sk. Ws. und Pfs. Deutung nichts anderes, als daß der Herzog gegen alle Gäste sehr freigebig gewesen sei, was schon in den vorausgegangenen Zeilen genugsam gerühmt worden ist; ja der Schluß des Gedichtes wäre doch höchst unschicklich mit dem Ausrufe: „Niemand brauchte seine alten Schulden zu zahlen“ und würde, wenn man die letzte Zeile des Gedichtes — „das war ein liebevoller Entschluß“ — in Be-

tracht zieht, geradezu einen komiſchen Eindruck machen, [als wäre Walther von keiner geringen Schuldenlaſt befreit worden] was ſich doch mit der vorausgegangenen Würde des Gedichtes nicht vertrüge. Aber ſehen wir in dieſer Zeile die Beziehung auf ſeine Schuld gegenüber Leopold, dann gewinnt ſie erſt Bedeutung. Dann iſt ſie ein Ausdruck des Dankes, daß der Herzog auch ihn wie die übrigen reichlich beſchenkt habe, und der Freude, weil er darin, daß er ſeiner alten Schuld nicht mehr entgelten durfte, das Zeichen zu erblicken glaubt, daß der Herzog den alten Fehltritt vergeſſen habe und ihm wieder gut ſei. Deswegen ruft er in der folgenden Zeile jubelnd aus: „Das war ein liebevoller Entſchluß.“ [„daz was ein minneclîcher rât.“ L. 26, 2] Menzel ſagt p. 118: „Ich glaube weder an den Doppelſinn, [wie Rieger p. 10] noch daran, daß Leopold nur ausnahmsweiſe hinſichtlich der früheren Verſchuldung die Augen zugedrückt habe, ſondern ſetze voraus, Walther habe vorher völlige Verzeihung erlangt.“ Menzels Meinung bleibt eben nur Vorausſetzung ohne jeglichen Grund. Wäre Walther ſchon 1199 mit dem Herzog ausgeſöhnt worden, ſo wäre es nicht auffallend geweſen, daß auch er wie die übrigen beſchenkt worden ſei. Dagegen ſpricht auch das „dâ“ in Zl. 14 und beſonders Leopolds folgendes Verhalten zu Walther.

[6]) Meiller, Reg. Nr. 285, p. 242.

[7]) Menzel p. 86 will den weitaus größten Teil der vorhandenen Minnelieder in die Zeit *nach* 1198 ſetzen, weil, ſagt er, „nirgends eine Spur zu finden iſt, daß Walther ſchon vor 1198 als der erſte höfiſche Minneſänger in ganz Deutſchland gegolten hätte. Erſt zwiſchen 1198 und 1215 verkünden uns andere namhafte Kunſtgenoſſen Walthers Dichterruhm.“ Allein das wird bei Berückſichtigung der mittelalterlichen

Verhältniſſe niemand befremden, um ſo weniger, wenn wir ſehen, daß wir auch noch von 1198—1215 nur Ein ſolch direktes Zeugnis haben, nämlich das Gottfrieds, [und ſelbſt das iſt nur zufällig durch den Tod Reinmars veranlaßt worden] trotzdem wir aus anderen Umſtänden berechnen können, daß damals ſchon ſein Ruhm durch ganz Deutſchland gedrungen war.

Wenn Menzel noch ſeine Uebereinſtimmung mit der Tradition, welche „den Höhepunkt von Walthers Dichterruhm in die Zeit des Sängerkrieges auf der Wartburg ſetze", herbeibringt, ſo gibt er auch damit keinen Beweis für ſeine Meinung. Denn man beachte zunächſt, daß mit der Behauptung, der *größere* Teil der Minnelieder falle in die Zeit vor 1198, nicht geſagt iſt, daß Walther bis dahin den *Höhepunkt* ſeines *Dichterruhms* erſtiegen hätte, [was Menzel ganz identiſch zu ſein ſcheint] da dabei beſonders ſein öffentliches Auftreten mit den patriotiſchen Geſängen in Betracht kommt. Ferners beweist die Sage vom Sängerkrieg auf der Wartburg nur, daß zur Zeit, wo jenes wunderliche Gedicht entſtanden iſt — erſt gegen Ende des 13. Jahrhunderts — Walthers Dichterruhm noch im Gedächtnis des Volkes fortlebte, daß er zu den hervorragendſten Dichtergenoſſen Wolframs von Eſchenbach gehörte, deſſen Parcival den Anlaß zur Entſtehung der Sage gegeben hat u. dgl. Vgl. Bartſch, Parcival X., Koberſts. und Simrs. Wartbrgkr. Allein zu einer genauen chronologiſchen Fixierung der Minnedichtung Walthers gibt dieſe Sage auch nicht den geringſten Anhaltspunkt.

[6]) Wenn Walther in L. 32, 14 ſagt: „ze Österriche lernt ich singen unde sagen", und damals Reinmar der Alte dort als der gefeiertſte Sänger galt, ſo iſt es wohl von vorn herein zweifellos, daß dieſer auf die poetiſche Entwicklung Walthers den größten Einfluß genommen habe.

Karl Jauker hat im III. Jahresbericht des Landes-Real- und Obergymnaſiums zu Horn 1875 einen glücklichen Verſuch gemacht, den Einfluß der Reinmar'ſchen Poeſie auf die Minnedichtung Walthers nachzuweiſen. Darnach hätte Walther manches aus Reinmar in ſeine Dichtungen herübergenommen und mit dem Stempel des eigenen Geiſtes verſehen wiedergegeben. So „jenes Zurückziehen in ſich bei Freud und Leid, die Beſchäftigung mit ſeinem eigenen Innern, das Element des Gedankens". Vgl. R. 151, 33; 163, 18; 165, 1; 165, 37; 174, 24; 180, 1; 192, 9 und 181, 13 mit W. 41, 35, 37; 42, 18; 44, 15; 55, 8; 64, 22; 99, 27. [Reinmar nach MSF, Walther nach L.] Dieſes Element offenbart ſich bei beiden Dichtern auch in anderer Form, indem ſie nämlich den „Verhältniſſen der Wirklichkeit zum Trotze mit ihrer innern Welt ſich zufriedengeben und ſelbſt in einer trügeriſchen Hoffnung Troſt finden." Vgl. R. 153, 8 mit W. 120, 36, wozu auch der Charakterzug ſtimmt, daß beiden Sommer und Winter gleichen Lobes wert ſind. Vgl. R. 155, 4; 169, 9 mit W. 118, 2; 99, 6 und ferner, daß ſie ſich den „nît" gefallen laſſen. Vgl. R. 151, 16; 152, 10; 153, 10 mit W. 63, 14; 59, 1; 74, 2. Beide übertragen „die Verhältniſſe des Lehensweſens auf die Minne." Vgl. R. 152, 5; 182, 18; 159, 25 mit W. 52, 25; 112, 20; 116, 24; 120, 16. Beiden ſteht der Kaiſer nicht ſo hoch, daß er nicht gerne um die Gunſt der Geliebten ſich in ihren Dienſt begäbe. Vgl. R. 151, 30 mit W. 63, 5. Beide glauben, daß die Geliebte ihnen ihre Gunſt erweiſen würde, würde ſie die Tiefe ihrer Liebe kennen. Vgl. R. 159, 33 mit W. 14, 19. (Vgl. J. p. 11 ff.)

Sicherere Zeugniſſe für den Einfluß Reinmars auf Walther als dieſea ngeführten, welche ſich bei ihrer allgemeinen

Natur, bei den vielfach gemeinsamen Quellen, aus welchen beide für ihre Dichtungen schöpften, auch anders erklären ließen, geben andere Vergleichungsmomente. So ist das Lied 48, 38, worin Walther den Namen Weib über den Namen Frau stellt, das schon seiner Diction nach in die erste Zeit dieser Wiener Periode gesetzt werden muß, durch Reinmars Lied 165, 28, worauf sich Walther in 82, 34, 35 ausdrücklich bezieht, veranlaßt worden. Von Reinmar hat Walther auch den Scherz mit dem Zurückgeben des Kusses. R. 159, 37 und W. 54, 7. Die Beziehung in R. 192, 18 und W. 102, 29 bleibt nur eine ansprechende Vermutung Jaukers.

Daß Reinmars Einfluß besonders auf die formelle und metrische Entwicklung des jungen Dichters bedeutend gewesen sei, liegt in der Natur der Sache. Bei ihm ersah Walther zuerst die Formen des Zwie- und Selbstgespräches, die künstlichen Spielereien wie W. 54, 37 nach R. 181, 13 u. a. Von ihm erhielt er die Kenntnis der metrischen Gesetze. Dafür zeugen die Gedichte, welche bei beiden Verse von gleicher Anzahl von Hebungen haben, R. 187, 31; 191, 7; 191, 34; 203, 10 und W. 44, 35; 71, 35; 92, 9 und noch mehr der Umstand, daß wir bei Walther und Reinmar einige ganz gleiche Töne finden. So wies schon Lachmann hin auf R. 159, 1 und W. 111, 23. R. 177, 10 und W. 91, 17; auch auf R. 182, 34, das sich nur in der letzten Zeile von W. 113, 31 unterscheidet, wozu Jauker noch R. 187, 31 brachte, dessen Form Walther in 71, 35 nur in so ferne änderte, als er die letzte Zeile der Stollen weglies.

[9]) Vgl. Wilmanns, Einleitung p. 7. Menzel glaubt d. 240: „Einen durch eine schwere Krankheit bedingten Stillstand seiner Minnepoesie scheint das Lied L. 114, 23 ‚Der rife

tet den vogellinen wô' anzudeuten. Wo und wann aber den Dichter dieſe Prüfung heimſuchte, die jedenfalls in dieſen Abſchnitt ſeines Lebens (er meint die Zeit von 1212—1214) gehört, bleibt dahingeſtellt." Auch Rieger, Wackernagel, Pfeiffer und, wie es ſcheint, auch Simrock meinen das Gedicht wegen ſeines matten Ganges in Walthers ſpätere Jahre ſetzen zu müſſen. Allein der matte Gang erklärt ſich leicht aus den Spuren der Krankheit, die der Dichter noch ſichtbar genug an ſich trägt, während andere Gründe für die obige frühere Setzung ſprechen. So weiſt L. 114, 34, 35 und 36 auf des Dichters jüngere Jahre. Die Reminiscenz in Zl. 27 und 28 mit Zl. 34, 35 und 36 in dem Gedichte L. 51, 13, welches ohne Zweifel zu Walthers früheſten Minneliedern gehört, zeigt nicht weniger für eine frühere Abfaſſungszeit.

[10]) In der gemeinen nôt und sorge L. 58, 23 und 24 ſehe ich eine Anſpielung auf die Hungersnot, welche 1196 in Oeſterreich ausbrach. Vgl. H. Meynerth, Geſchichte Oeſterreichs I, 92. Die Strophen, die Lachmann, Simrock, Pfeiffer, Wackernagel-Rieger hier zu einem Gedichte verbinden, geben kein einheitliches Ganzes. Nur L. 58, 21 und L. 59, 1 ſtehen im Zuſammenhange. Wilmanns zu 31 trennt auch dieſe beiden.

Einige Walther-Erklärer — jüngſt wieder Holland — ließen Walther den Herzog Friedrich auf dieſen Kreuzzug begleiten und ſtellten ſich gegen jene, welche ſeine Kreuzfahrt nach 1228 rücken, indem ſie ſich auf das hohe Alter des Dichters ſtützten, der bereits zu oder in den Sechzig eine ſo weite Reiſe geſcheut hätte. Er muß ſie daher in den frühern Jahren gemacht haben. Nie hatte er eine beſſere Gelegenheit dazu als unter Friedrich.

Dagegen hat Menzel p. 327 treffend erwähnt: „Allein

dann müßte man Walthern weniger phyſiſche und moraliſche Kraft zutrauen als vielen hundert andern Greiſen, die die heilige Begeiſterung zum Teil noch in höherem Alter mit derſelben unwiderſtehlichen Gewalt nach dem Oriente trieb, mit der ſelbſt Tauſende von zarten Kindern unter der Fahne des Kreuzes ſich ſchaarten. Friedrich der Rothbart, Walthers Ideal von Jugend auf, zählte 67 Jahre, als er ſich zum Kreuzzug anſchickte, und er zog aus nicht als friedlicher Waller, ſondern als Kriegsheld, hoch zu Roß, in ſchwerer Rüſtung, und ſeine Hände ſchwangen noch mit jugendlicher Kraft das mächtige Kaiſerſchwert in den heißen Kämpfen um Ikonium. Wenn Barbaroſſa an der Schwelle der 70iger Jahre den beſchwerlichen Zug durch Ungarn und Bulgarien, durch das griechiſche Reich und das unwegſame, von tapfern Feinden wimmelnde Kleinaſien wagte und glücklich vollbrachte, ſollte Walther vor der friedlichen Reiſe durch Italien und der bequemen Seefahrt über Cypern nach der ſyriſchen Küſte zurückgebebt haben?" Das Alter des Dichters nötigt alſo nicht im geringſten ſeinen Kreuzzug in ſo frühe Zeit zu ſetzen. Die andere Stütze ſuchten ſie in L. 76, 22 und 14, 38, Pf. 78 und 79, S. 199 und 200, der wir begegnen werden bei der folgenden Prüfung der Anſicht derjenigen, welche eine Kreuzfahrt Walthers überhaupt in Abrede ſtellen.

Dieſe beiden Kreuzlieder geben das unleugbare Zeugnis von Walthers Anweſenheit in Paläſtina. Im erſtern (L. 76, 22) ſehen wir den Dichter mit den übrigen Kreuzfahrern ſchon auf der Fahrt zum Meere, das ihn vom heiligen Lande trennt, und nach deſſen Ueberfahrt er ſich ſehnt. (nû loeset unverdrozzen daz hêrrebernde lant," .... „manc lop dem kriuze erschillet: erloesen wir daz grap!" .... „nû hellent

hin geliche, daz wir daz himelriche erwerben sicherliche bi dulteclicher zer und wir gern zen swebenden ünden.“) Es ist, sagt Uhland, ein „Kriegsgesang, der in schöner volltönender Weise sich erhebt schon wie aus den Reihen des Kreuzheeres, das begeistert hinzieht nach dem wogenden Meere.“ Im zweiten (L. 14, 38) steht der Dichter wirklich schon auf dem geweihten Boden, nach dem er sich so lange gesehnt hatte, und feuert mit dem Ruf: „got müez ez ze rehte scheiden“ die Streiter zum Kampfe an. Das Zeugnis, das er selbst uns hier von seiner Anwesenheit im Morgenlande gibt, ist bestimmt, unzweideutig und unbestreitbar: Man überzeuge sich nur selbst:

„**Nû alrêst** lebe ich mir werde,
sît mîn sündec ouge siht
Daz hêre lant nnd onch die erde,
der man vil der êren giht.
Mirst geschehen des ich ie bat:
ich bin komen an die stat
dâ got menneschlîchen trat.
Schoeniu lant rîch unde hêre,
swaz ich der noch hân gesehen,
Sô bist dûz ir aller êre.
waz ist wunders **hie** geschehen!
Daz ein magt ein kint gebar. . .
Hie liez er sich reine toufen, . . .
Dô liez er sich **hie** verkonfen. . .
Hie leit er den grimmen tôt . . .
Dar nâch was er **in dem** lande
vierzec tage. . . . . .
In **diz lant** hât er gesprochen
einen angeslichen tac . . .
Kristen juden unde heiden
jehent **daz diz ir erbe** sî.“

TAYLOR INST. OXFORD

Uhland, Grimm, Wackernagel, Zingerle, Bartſch, Simrock, Lexer und Rieger [um nur gewichtige Autoritäten anzuführen] haben denn auch nicht gezweifelt, dem ſo beſtimmt und klar ausgeſprochenen Zeugniſſe vollen Glauben zu laſſen.

Doch Lachmann hat den Kreuzzug Walthers direkt in Abrede geſtellt, während ihn Pfeiffer unwahrſcheinlich findet. Wilmanns ſcheint Lachmann anzuhängen. [Seine diesbezügliche Aeußerung in p. 22 und 320 läßt an Beſtimmtheit zu wünſchen übrig.]

Wäre die Meinung Lachmanns die richtige, ſo nähme mich nur Wunder, mit welchen Augen Walther von ſeinen Zuhörern betrachtet worden wäre, wenn er ſchon ſeit den Jugendjahren wiederholt ſeine Sehnſucht nach dem heiligen Lande, wo man „ſchanden- und ſündenfrei werde," laut werden ließ, wenn er wiederholt ein ſchmerzliches Verlangen äußerte, daß es auch ihm wie ſo vielen Andern vergönnt ſein möchte, das „hêre lant vil reine" zu betreten — denn auch L. iſt von Walthers „trüber Sehnſucht" nach Paläſtina überzeugt — und nun eines Tages mit dem Geſange hervorträte:

„Nû alrêst lebe ich mir werde,
sît mîn sündec ouge siht
Daz hêre lant und ouch die erde,
der man vil der êren giht."

Und dazu noch ausdrücklich beiſetzen würde: „Mirst geschehen des ich ie bat," ohne dies „hehre Land", ebenſo wenig wie früher, geſehen zu haben! Ich weiß nicht, ob wir in dieſem Falle nicht auch einen modernen Dichter, hätte er uns früher von ſeiner wirklichen Sehnſucht nach einer Kreuzfahrt wie Walther überzeugt, — trotz aller

Achtung vor der heutigen Objektivität — für einen Poſſenreißer anſehen würden.

Doch welchen Grund bringt Lachmann, um trotz des Dichters eigenen beſtimmten Zeugniſſes die Kreuzfahrt in Abrede zu ſtellen? — Weil in einem Liede (124, 1) „der Dichter ſich allzu gering achte, an der lieben Reiſe über See teilzunehmen und ausdrücklich ſage, er könne es nicht.“ — Doch eine etwas übergroße und dazu noch unnatürliche Demut, wenn der Sünder aus heiliger Scheu nicht wagt, die Mittel zur Buße zu ergreifen! Uebrigens hat ſeitdem niemand mehr in L. 124, 1 die Lachmann'ſche Interpretation herausgeleſen. Ein Nachweis, daß das Gedicht an dieſer Auslegung ganz unſchuldig ſei, iſt nach den Erörterungen Wackernagels II. 196, Menzels 325 ff, Riegers 38 ff, Anzoletti's 59 ff überflüſſig geworden.

Einen ferneren Grund glaubt Lachmann zu geben in den Worten: „Unſer Lied iſt ganz gewiß nicht aus ſeinen letzten Jahren: es müßte ſonſt auf die überwundene trübe Sehnſucht zurück deuten.“ Dazu iſt nur zu erwähnen, daß Lachmann in L. 14, 38 Zeile 5: „**Mirst geschehen des ich ie bat**“ und Zl. 1 und 2 entweder nicht bemerkte, oder nicht bemerken wollte. Aber auch wenn dieſe drei Zeilen nicht daſtänden, könnte Lachmann deswegen das Gedicht nicht in eine frühere Zeit rücken, und wenn es auch einer früheren Zeit angehörte, könnte Lachmann deswegen die Kreuzfahrt nicht leugnen. Daß es wirklich in die letzte Lebenszeit Walthers falle, hat Rieger p. 43 in ſeiner Polemik gegen Pfeiffer bewieſen, ſo daß auch dieſer, der es früher in die Zeit zwiſchen 1196—98 geſetzt hatte,*) ſich dadurch zum Bekenntniſſe genötigt ſah,

*) Auf die diesbezüglichen Auseinanderſetzungen Pfeiffers, Germ. V, 33, ſtützten ſich nun jene, welche die Kreuzfahrt Walthers zwi-

„daß er es nun für erwieſen halte, daß die beiden Kreuzlieder in [des Dichters letzte Jahre fallen.“ Der letzte Grund Lachmanns lautet: „Aus eigener Empfindung hätte es (das Lied 14, 38) Walther wohl wärmer und perſönlicher gedichtet, ſchwerlich auch ohne Bitterkeit, die auf dem Zuge ſelbſt wachſen mußte.“ Auch hier zunächſt angenommen, es fehlte dem Gedichte wirklich auffallend an Wärme, gäbe das nun einen Grund, die klar und beſtimmt vorliegende Ausſage des Dichters zu bezweifeln? Wie mancherlei können die Umſtände ſein, welche einen Dichter in ſeinem Fluge hemmen und oft gerade in Verhältniſſen, wo man es am wenigſten erwartet? Ich halte es für unnötig, ſolche Vermutungen aufzuzählen. Wem ſelbſt keine einfallen ſollten, der mag ſich ſolche in Menzel und Anzoletti, oder in Viehoffs Leben Göthes, oder in irgend einer andern größern Biographie eines Dichters nachleſen. Der zweite Teil dieſes Lachmann'ſchen Satzes — von des Dichters Bitterkeit — iſt nicht weniger unhaltbar, da Lachmann [ja nicht ſicher einen beſtimmten Kreuzzug vor Augen hat; oder mußte auf jedem Kreuzzuge des Dichters Bitterkeit wachſen? Und warum mußte denn überhaupt Walther auf der Gottesfahrt mit Bitterkeit dichten? Zugleich legte er dadurch ſelbſt eine Erklärung nahe, warum der Dichter nicht mit voller Wärme und reiner, ungetrübter Stimmung das heilige Land betrat und begrüßte, wäre das Gedicht

---

ſchen 1196 und 1198 einreihten. Die Gegengründe Riegers entzogen auch ihnen dieſe Stütze. Menzel p. 827 ff, Anzelotti 64 ff haben dieſe Gegengründe noch vermehrt, ſo daß es unbegreiflich iſt, wie Holland jüngſt dieſe Anſicht wieder auffriſchen konnte, ohne einen neuen, beſſern Beweis beizubringen. Daß ſie nicht nur unbegründet, ſondern auch unrichtig ſei, wird noch aus dem folgenden klar werden.

nicht ſo dem Ort und der Zeit angemeſſen, um eine ſolche unnotwendig zu machen, was nachher gezeigt werden ſoll.

Womit hat nun Lachmann die Anſicht von Walthers Kreuzfahrt wankend gemacht? Dazu hätte er zum allerwenigſten zeigen müſſen, daß es ſich mit dem Geiſt der alten Minnedichtung überhaupt vertragen habe, Lebensverhältniſſe zu fingiern und als ſelbſterlebte zu beſingen. Wackernagel hat ihm ſchon im Jahre 1833 dieſe Frage nahe gerückt; Lachmann iſt die Antwort ſchuldig geblieben, und bis heute hat noch keiner ſeine Schuld abgetragen. Erſt wenn dieſe Frage mit überzeugenden Gründen bejaht wäre, könnte man fragen, ob auch Walther bloß fingierte Lebensverhältniſſe beſungen habe; und von da wäre es erſt noch ein bedeutender Schritt zum Nachweiſe, daß auch ſeine Kreuzfahrt nur fingiert ſei, da der Dichter kein anderes Faktum in ſeinem Leben ſo beſtimmt und deutlich ausgeſprochen hat wie dieſes, während anderſeits ſein ſchmerzliches Verlangen nach dem heiligen Lande auch von Lachmann nicht als fingiert angeſehen wird.

Mit nicht beſſeren Gründen als Lachmann zweifelt Pfeiffer an der Kreuzfahrt Walthers. Auch er hat zuerſt, Germania V, 33, den Gedanken einer bloßen Fiktion im Gedichte L. 14, 38 verworfen, aber Gedicht und Kreuzfahrt zwiſchen 1196—98 geſetzt. Als er nachher ſich den gründlichen Auseinanderſetzungen Riegers nicht verſchließen konnte und die Kreuzlieder in die letzten Jahre des Dichters ſetzte, ſtellte er deſſen Kreuzfahrt in Abrede und zwar auf eine eigentümliche Weiſe, die bei der ſonſtigen Gründlichkeit dieſes ausgezeichneten Forſchers befremdet.

Er findet nämlich zu 78 die erſte Anſicht Riegers begründet, daß das eine Kreuzlied „vil süeze waere minne“ L. 76, 22 im Sommer 1228 auf dem Zuge des Kreuz-

heeres nach den apuliſchen Häfen, vor der Ankunft am Meere, geſungen worden ſei," Walther ſelbſt alſo unter denen war, die dem Kaiſer entgegen zogen; die zweite Anſicht Riegers aber unwahrſcheinlich, daß das andere Gedicht „nû alrêst leb ich mir werde" L. 14, 38 nach der Ankunft in Paläſtina doch vor der Oeffnung der heiligen Stätten geſungen worden ſei.

Nun finde ich es doch höchſt unglaubbar, daß der Dichter den weiten, anſtrengenden Fußweg von Würzburg bis nach Italien gemacht haben ſoll, die bequemere Weiterreiſe und den mühelosen Seeweg aber geſcheut hätte, ſeine drängende Sehnſucht nach dem heiligen Lande zu befriedigen, ſondern wieder umgekehrt ſei, oder die Rückkehr des Kreuzheeres abgewartet habe, oder was er ſonſt ſchon ſüdlich des Brenners ſoll.

Doch hat Rieger ſeine erſte Anſicht vielleicht beſſer begründet als ſeine zweite? Er rechtfertigt ſeine Setzung des einen Kreuzliedes *nur* auf die Andeutungen geſtützt, die Walther in demſelben gegeben hat. [Durch die Worte „wir gern zen swebenden ünden," wozu ſich noch andere Belege aus dem Liede bringen ließen.]

Gänzlich unzuläſſig iſt nun, daß Pfeiffer im erſten Liede den Worten des Dichters vollen Glauben beimißt, im zweiten aber, wo der Dichter noch viel beſtimmter und klarer ſich ausſpricht, dieſelben bezweifelt!

Und welches iſt der Grund dieſes Zweifels? „In welchen Jubel würde der Dichter, wäre ſeine Sehnſucht wirklich erfüllt worden, ausgebrochen ſein! Statt deſſen erhalten wir eine kühle, trockene, ſchwungloſe Erzählung vom Leben und Leiden Chriſti, die nicht nur an Gedankenreichtum und dichteriſchem Gehalt weit hinter die Kreuzlieder anderer Dichter zurücktritt, ſondern auch mit der ergreifenden Herzlichkeit und der wehmutsvollen Reſignation, die alle Ge-

dichte aus des Dichters letzten Jahren durchzieht, in schreiendem Widerspruche steht.“ Hier gilt nun auch, was schon gegen Lachmann gesagt wurde. Wäre das Gedicht auch wirklich so matt, wie Pfeiffer es gerne glauben machen wollte, so läge darin noch kein Grund, des Dichters klare und bestimmte Aussage zu bezweifeln, so lange die Mattigkeit des Liedes sich aus vielen andern nahe liegenden Umständen erklären ließe. Dazu ist Pfeiffer den Beweis von der Kälte, Trockenheit und Schwunglosigkeit des Liedes, über die er sich in so superlativen Ausdrücken ergeht, schuldig geblieben. Das Gedicht ist sowohl der Dichtungsweise Walthers, als auch der Zeit und dem Orte ganz angemessen, ja hebt sich vorteilhaft vor denen anderer Dichter hervor.

Schon Lachmann hat (p. 137) den Ausspruch getan: „Uebrigens nimmt es (L. 14, 38) sich besser aus, wenn man nur die beglaubigtern Strophen liest.“ Warum sollen wir die in der Heidelberger Handschrift ganz fehlenden Strophen nicht ausscheiden, wenn sie das Gedicht nur verunstalten und sich schon dadurch als ungeschickte, spätere Zusätze verraten? Nur auf das unzweifelhaft Echte darf sich unser Urteil stützen. Mit Recht haben daher die beiden jüngsten Waltherausgaben von Wilmanns und Simrock die zweifelhaften Strophen gestrichen. Dem echten Gedichte nun läßt sich kein anderer Vorwurf machen als das Vorwalten einer kühlern Reflexion, wodurch allerdings die Lebendigkeit abgeschwächt wird. Allein ist es nicht gerade das Vorherrschen dieser Reflexion, was fast alle Dichtungen Walthers aus den spätern und besonders letzten Jahren charakterisiert? Nur eine ist davon ganz ausgenommen, das Lied „Owê war sint verswunden alliu mîniu jâr“. Und nur diese vollendetste aller Schöpfungen Walthers kann Pfeiffer im Auge haben, wenn er sagt, daß das letzte Kreuzlied „mit

der ergreifenden Herzlichkeit und der wehmutsvollen Resignation, die alle (?!) Gedichte aus des Dichters letzten Jahren durchzieht, in schreiendem Widerspruche stehe.“ Darf man eine Ausnahme zum Maßstabe nehmen? Pfeiffer selbst urteilt anderswo — wo er eben den richtigern Maßstab besitzt — anders. In der Einleitung XXXII läßt auch er den gedankenvollen Ernst, eine kühlere Betrachtungsweise und das Vorwalten der Reflexion mit des Dichters Jahren mehr und mehr hervorbrechen. Daß eben dieses Urteil Pfeiffers, das er ohne Voreingenommenheit gefällt hat, das richtige sei, wird jeder leicht aus der Entwicklung der Dichtungsverhältnisse Walthers ersehen, ist überhaupt jetzt die allgemeine Ansicht. Vgl. z. B. Wilmanns, der p. 22 sagt: es läßt „sich auch nicht leugnen, daß die Poesie der letzten Lebensjahre Walthers gegen die der frühern abfällt, daß das meiste, (also) auch die Kreuzlieder, an einer gewissen Farblosigkeit und Kälte leiden.“ — L. 14, 38 kann somit zwar nicht mit L. 124, 1 verglichen werden, trägt aber ganz den Charakter der übrigen Produkte Walthers aus seinen letzten Jahren.

Aber L. 14, 38 ist auch dem Orte und der Zeit vollkommen angemessen. Wie der Dichter mit dem Kreuzheer den Boden Palästina's betritt, erinnert er daran, daß dies die Stätte sei, „dâ got menneschlichen trat“; schildert alle jene Begebenheiten und Wunder, welche eben dieses Land über alle übrigen der Erde erhöhen, welche dasselbe zum hehren, heiligen Lande machen. Daneben aber vergißt er auch die gegenwärtigen Verhältnisse dieses Landes nicht; Christen, Juden und Heiden streiten sich jetzt um dasselbe; und mit dem Rufe: „Gott mit uns,“ denn es ist unser Erbe, auf das wir die heiligsten Ansprüche haben, begeistert er

das Heer der Chriſten zur Befreiung desſelben, die ſie hieher geführt!

L. 14, 38 ſteht endlich weit vor allen andern Kreuzliedern der damaligen Zeit. Schon Wackernagel, kleinere Schriften II, 381, hat bemerkt: „Und wie ganz anders ertönt dieſer ſein Kreuzgeſang als der aus dem Munde faſt aller übrigen Dichter ſeiner Zeit! Dieſe wiſſen (beinahe nur Hartmann von Aue macht eine Ausnahme davon; als Beiſpiel aber das zunächſt liegt, möge Reinmar der Alte genannt ſein) auch auf dem Zuge nach dem gelobten Lande und noch auf deſſen Boden ſelbſt allein von der Geliebten zu ſingen, die ſie daheim gelaſſen, und haben für die Hauptſache und für die Hauptperſon kaum ein flüchtiges Wort.“ Dieſer Ausſpruch iſt ganz berechtigt und läßt ſich leicht nachweiſen. Ulrich von Liechtenſtein unternimmt die Kreuzfahrt nur ſeiner Geliebten wegen, „als ihr Pilgrim.“ „Von ihren Händen lieber als von des Pabſtes wolle er das Kreuz empfangen. Ihr Kuß und ihr Grüßen ſei ihm Wehr genug gegen Woge und Wind und der Heiden Waffen.“ Friedrich von Hauſen beklagt ſich, wie der Kreuzzug ihn ferne halte von der, die ſeinem Herzen nahe liege. Auch den von Johannsdorf plagt auf der Gottesfahrt die Minne zu ſeiner Frau. Dem Rubin, „den Verzweiflung an der Geliebten Huld zum Kreuzheere getrieben, tut das Scheiden allzu weh;“ auch Nithart „ſehnt ſich heim zu ſeiner Wohlgetanen“ u. ſ. a. vgl. Wack. zu Simr. II, 192.

Auch Uhland hat hervorgehoben, wie rühmlich ſich Walthers Kreuzgeſänge von denen anderer gleichzeitigen Dichter unterſcheiden. Und gewiß hat der geiſtesverwandte Dichter hier am richtigſten gefühlt.

Denn wie in den patriotiſchen Geſängen Walthers Perſönlichkeit völlig hinter die Angelegenheiten ſeines Vaterlan-

des zurücktritt, so ist er auch hier von der Heiligkeit des Ortes und des Augenblickes zu sehr durchdrungen, als daß Gedanken, die mit diesen nicht in unmittelbarer Verbindung stehen, in ihm hätten auftauchen können. Und wenn der greise Dichter es hier auch nicht mehr vermochte, den Druck der Jahre abzuschütteln und sich zu jugendlicher Frische, Leichtigkeit und Begeisterung aufzuschwingen, so hinterließ er uns doch eine Schöpfung als Muster inniger, ich möchte sagen, betender Beschaulichkeit in klassischer Reinheit der Form. Den Wert dieses Gedichtes bestätigt endlich auch das Zeugnis, das uns aus den vergangenen Jahrhunderten geblieben ist, indem wenige Gedichte sich einer so großen Verbreitung und Beliebtheit erfreuten wie dieses; dessen ist Zeuge die Ueberlieferung in so vielen Handschriften, dessen sind Zeugen die vielen Versuche zur Nachbildung dieser Schöpfung!

(Auch der Rieger'sche Notbehelf, womit er (p. 43) das Gedicht vor dem gemachten Vorwurf der Kälte und Gleichgültigkeit schützte, den Pfeiffer auf den Kopf gestellt hat, um ihn scheinbar mit um so mehr Grund verneinen zu können, (vgl. Anzoletti 63) ist nach der obigen Entwicklung überflüssig geworden.)

Ich glaube gezeigt zu haben, daß das ausdrückliche, bestimmte Zeugnis des Dichters noch nie mit Grund angezweifelt worden ist, überhaupt auch nicht angezweifelt werden kann, und daß daher Walthers Kreuzfahrt so sicher und fest stehe als je ein anderes Faktum seines Lebens.

Wie beide Kreuzgesänge Walthers erst am Ende seines Lebens entstanden sind, so kann er auch den Kreuzzug erst in dieser Zeit mitgemacht haben. Wäre mithin schon daraus ersichtlich, daß die Ansicht derjenigen, welche den Dichter mit Herzog Friedrich in das hl. Land kommen ließen,

unrichtig ſei, ſo läßt ſich dieſer Irrtum auch noch von einer anderen Seite nachweiſen: [Ich ſehe von den Gründen ab, die bereits Anzoletti, Heimatfrage p. 64 ff. gebracht hat.] Sie widerlegt ſchon die Darſtellung der Verhältniſſe Walthers während 1196—98, [vgl. p. 18] ebenſo das Gedicht L. 8, 4, worin Walther zeigt, daß er die Verhältniſſe Deutſchlands nach dem Tode Heinrichs VI. genau kennt. Ferner gibt der Dichter im Spruche L. 31, 12, Pf. 118, S. 55, der nach dem übereinſtimmenden Urteil aller nicht vor 1214 entſtanden ſein kann, als ſüdlichſte Grenze ſeiner Wanderungen den Po an, was ſicher nicht der Fall wäre, hätte Walther ſchon 1196—98 den Kreuzzug, der durch Italien gieng, mitgemacht; um ſo gewiſſer nicht der Fall wäre, da das Gedicht an Nachdruck und Bedeutung gewinnt, je weiter die Grenzen der Länder, die Walther durchzogen, auseinanderrücken, und je mehr „fuore“ der Menſchen er geſehen hat.

Die nächſte Gelegenheit den Kreuzzug mitzumachen, hatte Walther im Jahre 1217, wo er in Wien ſich aufhielt und Herzog Leopold den Kreuzzug unternahm. Daß er auch damals nicht mitzog, bezeugen ſeine p. 37 ff dargelegten Verhältniſſe während 1217—19 und der Spruch L. 28, 11, worin er den aus dem Morgenlande zurückkehrenden Herzog begrüßt, was widerſinnig ſein würde, wenn er ſelbſt unter den Zurückkehrenden geweſen wäre. Alſo auch daraus geht hervor, daß Walthers Kreuzfahrt und Kreuzlieder nur in die zwanziger Jahre fallen können. Von dieſen können wieder nur die Jahre 1227 und 28 in Betracht kommen. In welches von dieſen beiden kann, wenn man das Heimatslied in Betracht zieht, keinem Zweifel unterliegen. Vgl. dazu Nr. 34 und 35.

[11]) Das Gedicht fällt ins Ende des Jahres 1197 oder gleich in den Beginn von 98, da es den erſten Eindruck

der Wirren im deutſchen Reiche nach dem Tode Heinrichs wiedergibt, was jetzt allgemein angenommen wird. Noch war kein Streit unter Tronbewerbern. Walther wußte alſo damals noch nicht, daß Friedrich von Oeſterreich nicht mehr aus dem Morgenlande zurückkehren würde, was jene bedenken mögen, welche wie Menzel p. 98 und 100 die Veranlaſſung zur politiſchen Dichtung Walthers nur in der eigenen Not ſehen, welche ihn gezwungen hätte, ſeine Blicke von Oeſterreich, das er verlaſſen mußte, auf das deutſche Reich zu werfen.

[12]) Daß dieſe beiden Strophen zu L. 8, 4 gehören, zeigt ſowohl der Zuſammenhang der Gedanken, als auch die ausdrückliche Beziehung der Zeilen L. 8, 20, 21 zu L. 20 24, 25 und L. 22, 24, 25.

[13]) Menzel p. 144, Rieger p. 13 und Pfeiffer zu 84 ſetzen L. 21, 25 mit Abel [Zſchrft. f. d. A. IX, 142 ff] ins Jahr 1207. Wilmanns zu 51, 181, Thurnwald [im XIV. Jahresbericht der Wiedner Kommunal-Oberrealſchule in Wien p. 10] und Simrock zu 6 ſetzen ihn in 1198, Lachmann beſtimmt ihn nicht genau. Abel ſetzte ihn in 1207, weil davon die Chroniſten, beſonders Caesar v. Heisterbach, „faſt ganz übereinſtimmend (?) mit Walther von ſeltſamen Zeichen am Himmel erzählen.“ Allein die Geſchichtsſchreiber des Mittelalters wiſſen ſo häufig von Wundern und Zeichen am Himmel zu erzählen, daß darauf allein wenig Gewicht zu legen iſt, wenn ſie dergleichen auch zu 1207 berichten. Ja gerade nach dem Tode Heinrichs erzählen ſie beſonders viel von unheilverkündenden Vorzeichen am Himmel (vgl. p. 21) und berichten ähnlich wie Walther von der herrſchenden Untreue jener Zeit; z. B. Burchard v. Ursperg erzählt in ſeiner Geſchichte Friedrichs I. und ſeines Geſchlechts nach Philipps Wahl in Mühlhauſen

[März 1198]: „tunc coeperunt multiplicari mala in terris; ortae siquidem sunt in hominibus simultates, doli, perfidiae, traditiones, ut se invicem traderent in mortem et interitum, rapinae, depradationes, depopulationes, terrarum vastationes, incendia, seditiones et bella.“ Vgl. Wilm. p. 216. Die praesentia: vindet, liuget, triuget“ in L. 21, 34, 35 und 36 zeigen auf 1198 und nicht auf 1207. Desgleichen ſpricht L. 22, 1 „gewalt gêt ûf, reht vor gerihte swindet“ keineswegs für 1207, da zu jener Zeit Gewalt ſchon längſt aufgegangen war und Deutſchland gerade um 1207 einer beginnenden Ruhe ſich erfreute, indem die Sache der Staufenpartei ſich ſo günſtig geſtaltete, daß ſelbſt der Pabſt den Rückzug antrat und den Bann von Philipp nahm, [Thurnw. p. 10] was Walther, den treueſten Anhänger der Staufen, doch mit Freude erfüllen mußte. Rechnen wir noch dazu, in wie engem Gedankenzuſammenhange dieſes Gedicht mit den beiden vorausgehenden ſteht, ſo werden wir nicht mehr zweifeln, daß es dem Jahre 1198 angehört, wohin ſomit alle Umſtände es weiſen.

[14]) Der Spruch entſtand im Februar, wie Menz. p. 102 wahrſcheinlich macht, jedenfalls noch im Frühjahr 1198; alſo zur Zeit, wo der Dichter nicht daran dachte, daß er Oeſterreich verlaſſen und ſich bei Philipp empfehlen müſſe, um bei ihm Unterkunft zu finden. Dieſe Gedichte ans deutſche Volk ſind von Egoismus gänzlich frei. Daß er ſich ſpäter dadurch bei Philipp empfohlen fand, lag in der Natur der Sache, aber nicht in der Abſicht des Dichters.

[15]) Meiller, Reg. Nr. 13, p. 80.

[16]) Am 17. Auguſt ſtellte Leopold die erſte Urkunde als „dux Austrie et Styrie“ aus. Meiller, Reg. Nr. 5, p. 81.

[17]) Der Spruch wird ziemlich allgemein in dieſe Zeit geſetzt. Vgl. Menzel. p. 95; Simrock bezieht ihn auf Herzog

Friedrich von Oeſterreich, was aber ſchon ſeines Inhaltes wegen unmöglich iſt. Wann hätte Walther zu Friedrich ſagen können:

„Mir ist **verspart der saelden tor:**
dâ stên ich als ein **weise** vor,
mich hilfet niht **swaz** ich dar an **geklopfe,**“

— was doch offenbar auf ein wiederholt vergebenes Bitten und eine abſichtliche Vernachläſſigung weist — wenn man ſein ganzes Verhältnis zu Friedrich und die Sprüche L. 24, 33 und 19, 29 u. ſ. w. ſich gegenwärtig hält? Vgl. auch p. 73 und 81. Die Entſtehungszeit des Gedichtes fällt nicht vor Juni oder Juli, weil Leopold ſchon „fürst ûz Ôsterriche“ genannt wird.

[18]) Unter sumer sus getâner arebeit verſtehe ich die Zeit, wo das Getreide zum Schnitte reif iſt, — alſo Juli, anfangs Auguſt — wie man unter „herbest sus getâner arebeit“ die Zeit verſteht, wo die Frucht- und Traubenleſe beginnt. [Vgl. das l. carpo.] Ton und Darſtellungsweiſe des Gedichtes weiſen es entſchieden in dieſe erſte Wiener Periode. Der Inhalt der II. Strophe zeigt einen Abſchied für längere Zeit, während welcher er ſeine Geliebte nicht vergeſſen will noch wird, da ſie alle ſeine Gedanken zu ſehr an ſich feſſelt; es kann damit nur der Abſchied von 1198 gemeint ſein. Die Urſache dieſer Trennung nennt L. 64, 21 „der mir ist liep, dem bin ich leit“, worunter wieder nur Leopold verſtanden ſein kann. Pfeif. ſetzt hier ohne genügende Stütze der Handſchriften diu ſtatt der, wodurch der Sinn des Gedichtes ein ganz anderer würde.

[19]) Ich ſehe darin eine ſtrafende Ironie auf ſeine Neider am Hofe, nicht einen Scherz.

[20]) Auch Schrott und Wilmanns ſetzen den Spruch in dieſe Zeit. Simrock ſagt zu 16: „Allerdings gehört dies

Gedicht in die Klaſſe der Segen; aber als Reiſeſegen kann es nicht mit Sicherheit aufgefaßt noch auf die Zeit bezogen werden, da Walther Wien verließ, eine neue Heimat zu ſuchen. Nur kann es nach dieſer Zeit nicht entſtanden ſein.“ Ich glaube, daß niemand, der die drei erſten Zeilen dieſer Strophe unbefangen lieſt, zweifeln kann, daß ſie am Beginn einer großen, unbeſtimmten Reiſe entſtanden ſei. Simrocks Urteil erklärt ſich wohl daraus, daß er alle Strophen eines Tones in chronologiſchen Zuſammenhang zu bringen ſucht. [Eine Anſicht, die von allen andern ſchon längſt aufgegeben iſt.] Er ſetzt daher alle Strophen des Wiener Hoftones, zu dem auch dieſe gehört, zwiſchen 1194—1198. Da er dieſen Ton dem Herzog Friedrich geweiht ſein läßt, dürfen nicht zu viele Sprüche *nach* deſſen Tod entſtanden ſein. Während Friedrichs Regierung hat der Dichter keine Reiſe unternommen, von der er hätte ſagen können „swar ich in dem lande kêre“, darum bezweifelt Simrock den *Reiſeſegen*. Simrock gerade gegenüber ſteht Menzel p. 97: „Offenbar gehört der Spruch der Wanderzeit an, iſt alſo erſt nach dem Abſchiede vom Wiener Hofe zwiſchen 1198 und 1214 gedichtet.“

Doch warum nicht *als* Abſchied vom Wiener Hofe? Warum denn auf der Wanderung und nicht als der Dichter zu wandern begann; man pflegt doch gewöhnlich am Beginn einer Arbeit um Gottes Segen zu bitten? Wann hatte ferner der Dichter mehr als damals, als er den erſten Schritt in eine unbekannte Welt machte, Urſache zu beten „mit *saelden* müeze ich hiute ûf stên“? Wann war es ihm notwendiger, um Gottes „huote“ zu flehen, als damals, wo er mit ſeinem Liede als ſeinem ganzen Reichtum in die Welt hinaus mußte, die er noch nicht kannte, von der er nur wußte, daß ſie voll untriuwe und gewalt

war? Wann war seine Reise unbestimmter und somit seine Worte „swar ich in dem lande kêre“ gerechtfertigter? Ich weiß wohl, daß das nicht Gründe sind, nach denen das Gedicht nicht anderswann entstanden sein könnte; aber Rieger hat einmal treffend bemerkt, daß da, wo sichere Anhaltspunkte fehlen, das Näherliegende zu gelten habe. Daß das Gedicht nirgends treffender als hier passe, glaube ich gezeigt zu haben.

[21]) In einem Ausgabenverzeichnisse Bischof Wolfgers von Passau, später Patriarch von Aquileja, finden wir aus dem Jahre 1203 die Notizen: „In die sancti Martini aput Niwemburch [Kloster Neuburg] cuidam regulari clerico dim. tal. Ottoni Bibbero, nescio quo eunti, LX. den. — pro vadio XIII. den. Sequenti die aput Zeizemurum Walthero cantori de Vogelweide pro pellicio. v. sol. longos.“ Vgl. Zingerle, Germania XXI, 193. Walther befand sich am Tage nach Martini mit Bischof Wolfger in Zeiselmauer, wo dieser ihm ein Pelzkleid zum Geschenke machte, war somit am 12. November 1203 in unmittelbarer Nähe von Wien. Es kann nun niemand zweifeln, daß nicht Zeiselmauer oder ein anderer der kleinen dort herumliegenden Orte, sondern Wien, das ihm durch seinen neunjährigen Aufenthalt während der glücklichsten Zeit seines Lebens zur Heimat geworden war, nach der er sich immer wieder aus der Fremde zurücksehnte, der Zielpunkt seiner Reise gewesen ist.

Walthers Anwesenheit in Wien um 1203 legt die Frage nahe, ob etwa damals daselbst eines der Feste gefeiert wurde, welche gewöhnlich Sänger an sich zu locken pflegten? Ein solches fand nun wirklich statt, nämlich die Vermählung Leopolds mit Theodora Komnena, der Nichte von Philipps Gemahlin, der Königin Irene-Maria.

Die continuatio Admuntensis erzählt unter 1203: „Liupold. Austrie Stirieque dux Theodoram duxit Constantinopolitani imperatoris ex filia neptem, et apud Wien maguifice nuptias celebravit.“ Dasſelbe bezeugt contin. Claustroneob. sec: „Liupoldus dux Austrie et Stirie Theodoram neptam regis Grecorum duxit uxorem.“ Wenn die nämliche contin. Claustr. sec. auch unter 1202 erzählt: „Hoc anno Liupoldus dux Austrie nuptias Wienue, multis principibus ibidem convenientibus, pomposissime celebravit,“ ſo iſt dieſe Setzung nur irrtümlich, da auch die contin. Claustr. tertia und die contin. Garstens. die Heirat unter 1203 verbürgen. Vgl. Mon. Germ. XI, p. 590, 620, 635, 595.

Es iſt nun ſchon an ſich wahrſcheinlich, daß der Dichter nicht vor noch nach dem Feſte, von dem er am Hofe Philipps gewiß Nachricht erhalten hatte, ſondern zum Feſte nach Wien gekommen ſei, um ſo mehr, wenn wir uns gegenwärtig halten, daß er wegen des Zerwürfniſſes mit dem Herzoge bei dem Feſte ſich ſchicklicher als anderswann einfinden konnte.

Dieſer an ſich ſchon höchſt wahrſcheinliche Schluß wird Gewißheit erhalten, wenn wir aus andern Gründen dieſes Wiener Feſt und Walthers Aufenthalt in Wien in dieſelbe Zeit ſetzen können.

In den erſten und letzten Monaten des Jahres 1203 iſt Leopold wiederholt und längere Zeit von Wien abweſend; vom Mai bis gegen Ende November aber nie mehr, was die Hochzeit in dieſe Zeit weist. Nach Hormayr [Wien II, 50] hat König Philipp ſelbſt dieſes Feſt beſucht, was aber erſt gegen Ende Oktober oder am Beginn November geſchehen ſein konnte, da Philipp erſt nach Beendigung des Feldzuges gegen Ende September oder anfangs Oktober aus Thüringen nach Süden zog. Auf dieſe Zeit weist

auch ein anderer Umſtand. Herzog Leopold hatte ſich ſchon frühe mit Adela von Böhmen verlobt. Als ſich 1198 König Otokar von ſeiner Gemahlin trennte, ſtrebte auch er die Löſung ſeines Verhältniſſes mit Adela an. Der Erzbiſchof von Salzburg erhielt den Auftrag, die Verhältniſſe zu unterſuchen, was äußerſt langweilig geſchah. Als nun Leopold zur Heirat mit Theodora entſchloſſen war, mußte er Sorge tragen, wie ſein Verlöbnis mit Adela durch die kirchliche Autorität entgültig gelöst werde und wandte ſich deswegen an den Erzbiſchof, der ihn auch ſeines gegebenen Verſprechens entband. Leopold heiratete darauf, ohne die päbſtliche Entſcheidung abzuwarten. Sicher hat nun der Erzbiſchof nicht geſäumt, dem Pabſte über dieſe Angelegenheit Nachricht zu erteilen und ihm ſeinen Ausſpruch zur Beſtätigung vorzulegen. Am 13. Dezember ſchrieb Innocenz dem Herzog einen Brief, worin er ihn ermahnt, von Philipp abzulaſſen und dem König Otto ſich anzuſchließen, aber des Herzogs Angelegenheit mit Adela mit keiner Silbe erwähnt. Kaum etwas mehr als drei Wochen nachher [7. Jänner 1204] ſchrieb er ihm wieder einen Brief, der keinen andern Zweck hatte, als den Ausſpruch des Erzbiſchofs zu beſtätigen. [epist. VI, 201; Meiller Reg. p. 92, Nr. 48, 49.] Ich denke daher, daß erſt nach dem 13. Dezember des Erzbiſchofs und vielleicht auch Leopolds Boten in Rom angekommen ſind, die des Pabſtes Ausſpruch erforderten. Einen gewichtigern Grund aber gibt Wolfger von Paſſau, der alte, treue Freund der Babenberger, den wir ſchon mit Leopold VI. und Friedrich in vertrauten Beziehungen finden, der bei einer außerordentlichen Feierlichkeit am Wiener Hofe ſelten fehlte. Und wirklich finden wir auch ihn nach ſeinem Aufſchreibebuche um dieſe Zeit in Wien und nicht etwa nur auf einer Vorbeireiſe einen

Beſuch machend, ſondern wir ſehen ihn direkt dahingehen: Widra (Weitra) ... — Senftenberch — Zeizemurum — Wiennam, wo der Zielpunkt ſeiner Reiſe war, denn von hier kehrt er wieder den alten Weg zurück und iſt am 11. November wieder in Niwemburch, am 12. wieder in Zeizemurum, wo er Walther das Pelzkleid ſpendet, kommt von da nach Thulnam .... Widra.

Daraus und aus dem vorher Geſagten können wir wohl ſchließen, daß der Biſchof auf dem Hochzeitsfeſte Leopolds geweſen iſt, das demnach am Beginn November ſtattfand. Nun iſt es auch leicht erklärlich, warum wir Walther in Zeiſelmauer bei dem Paſſauer Biſchofe finden. Der Dichter hatte mit demſelben Wien verlaſſen, da er als Begleiter des reichen, hochgeſtellten Mannes, der Kunſt und Künſtler zu ſchätzen und zu pflegen verſtand, — wenn er auch nicht der Dichter Freidanks war, wie Grion will! — für ſeinen Unterhalt nicht zu ſorgen brauchte. Daß der Dichter wirklich auch aus Wien zurückkam, beweist, daß er ſchon am Schluße dieſes Jahres in Thüringen war, wie ich in der Germania, I. oder II. Hft. d. Jhrgs. zu zeigen verſuchen werde.

Doch ſehen wir noch, ob uns vielleicht auch der Dichter ſelbſt ein Zeugnis von ſeiner Anweſenheit bei dieſem Feſte hinterlaſſen hat?

Das Gedicht L. 56, 14, Pf. 39, S. 126 gehört zweifellos nach Wien; denn in Zeile 26 gibt der Dichter unzweideutig den Ort an, wo er das Lied ſingt; er iſt nämlich dahin, von wo er einſt zu reiſen ausgezogen war, jetzt wieder zurückgekehrt [und her wider]. Er gibt dazu noch die direkte Bezeichnung ſeiner Lage im Ausdrucke „unz an Ungerlant.“ Wilmanns, Einl. 10 und zu 52, 1 weist darum das Lied mit Recht nach Wien. Auch Simrock ſah ſich in ſeiner Ausgabe, [der jüngſten unter allen] genötigt, wegen

Zeile 26 ſich dieſer Anſicht anzuſchließen. Wilmanns läßt es auf dem Feſte von Leopolds Schwertleite 1200 entſtanden ſein, Simrock beſtimmt die Entſtehungszeit nicht genau. Bei genauerer Betrachtung ergibt ſich aber, daß das Gedicht unmöglich ſchon um 1200 entſtanden ſein kann. Denn im Sommer 1198 hatte der Dichter Oeſterreich verlaſſen. Am 8. September iſt er bei der Krönung Philipps in Mainz, alſo am Rhein. Bald nachher verkündet er, daß Krone und Reich ihn an ſich genommen haben. Zeile 7 und 8 in L. 19, 29 ſprechen deutlich, daß ihm der König einen längern Aufenthalt zugeſichert habe; die Freude, mit der er vom neuen Aſyl ſpricht, beweist, daß auch er dasſelbe nicht ſobald zu verlaſſen gedachte. Und wirklich finden wir ihn um Weihnachten 1199 noch am Hofe Philipps in Magdeburg, alſo an der Elbe L. 19, 5, Pf. 100, S. 19. Wenn er nun ſchon im nächſten Frühjahre in Wien geweſen wäre und auf dem Feſte der Schwertleite L. 56, 15 geſungen hätte, wie hätte damals Zl. 17 „ich hân lande vil gesehen“ und Zl. 20, 21 und 22

„kunde ich ie mîn herze bringen dar
daz im wol gevallen
wolde fremeder site“

entſtehen können? Von 1198—1200 haben wir den Dichter mit dem Könige nur „von der Elbe unz an den Rin“ wandern ſehen; doch den deutſchen Boden hatte er nicht verlaſſen.

Welch nicht deutſche Länder der Dichter zunächſt geſehen hat, zeigt uns L. 31, 113, Pf. 118, S. 55: „Ich hân gemerket von der Seine unz an die Muore.“ Wir haben dieſe Länder mit der fremden Sitte alſo gegen Weſten zu ſuchen. Dahin kam Walther in Begleitung Philipps, der 1201 nach Burgund zog, wo er in Besançon einen glänzenden

Hoftag hielt. Von da aus hat der Dichter die in L. 31, 12 angedeutete Reiſe gemacht, vielleicht an der Spitze einer Geſandtſchaft Philipps, der gerade damals mit dem Pariſer Hofe die regſten Unterhandlungen pflog. Schon Rieger hat erkannt, daß die Reiſe nach Frankreich erſt in dieſe Zeit des Aufenthaltes am Hofe Philipps zu rücken ſei. (p. 12): „In Philipps Dienſte denke ich mir am erſten den in 34, 10 (nach WR.) erwähnten Beſuch des Dichters in Paris gemacht, weil ihm dann die enge Verbindung ſeines Herrn mit Frankreich die beſte Aufnahme ſicherte; das Lob des franzöſiſchen Königs, das ihm im Wartburger Krieg in den Mund gelegt wird, iſt eine Erinnerung an dieſen Beſuch.“ Vgl. ihn dazu auch p. 63. So urteilen auch Simrock zu 55, Menzel p. 124, Pfeiffer zu 39. Wenn ſie alle aber (außer Simrock) glauben, daß der Dichter L. 56, 15 gleich nach ſeiner Rückkehr von Paris am Hofe Philipps geſungen habe, ſo laſſen ſie dabei Zl. 26 unbeachtet und geben dem Liede einen unrichtigen Entſtehungsort, wie Wilmanns und Simrock Zl. 17—22 nicht genügend in Rechnung ziehen und eine unrichtige Entſtehungszeit des Liedes anſetzen. Das Gedicht muß auf einem Wiener Hoffeſte entſtanden ſein, das nach 1201 gefeiert wurde. Während 1202 und 1203 kennen wir nur Ein Wiener Hoffeſt — das von 1203, in welchem Jahre auch Walther ſicher in Wien war. Der Schluß liegt auf der Hand.

An dem Hofe alſo, von dem er vor 5 Jahren weggezogen war, hält er bei ſeiner Heimkehr einen Rückblick über ſeine Reiſe. Da, wo er ſelbſt in den Tagen ſeiner Jugend zu deutſcher Zucht und Sitte herangezogen ward, erzählt er, wie er dieſelbe erſt in der Fremde ſchätzen gelernt habe!*)

*) Die hier dargelegte Entſtehungszeit des Gedichtes würde auch nicht verändert, wenn man den Vorſchlag H. E. Bezzenbergers, bei

[22]) In dem Spruche ſchildert der Dichter die Freigebigkeit eines „jungen fürsten“ in Wien. Lachmann p. 148 ſieht in dieſem Herzog Leopold: „Der junge Fürſt, der zu Wien ein Feſt gab, muß wohl, weil ein anderer näher bezeichnet wäre, Herzog Leopold VII. von Oeſterreich ſein, der Pfingſten [28. Mai] 1200 im 24zigſten Jahre zu Wien das Schwert nahm.“ Man ſieht leicht, daß Lachmann durch dieſe Angabe ſeine Setzung des Spruches nicht begründet hat. Simrock hat p. 23 mit Recht dazu entgegnet: „Warum hätte Friedrich ausdrücklich genannt werden müſſen und nicht auch Leopold? Der Herzog, an deſſen Hof, ja in deſſen Gegenwart dieſer Spruch geſungen wurde, war mit Händen zu greifen.“ Er bezieht ihn daher auf Herzog Friedrich, als er im Jahre 1194 ſeinem Vater Leopold in die Herzogswürde folgte.

Allein auch Simrock hat ſeinen Anſatz nicht beſſer begründet als Lachmann den ſeinen. Er ſuchte ſeine Setzung

---

Zacher VI, 33, annehmen und in L. 31, 18: „Ich hân gemerket von der Sône unz an die Muore“ anſtatt: „Ich hân gemerket von der Seine unz an die Muore“ leſen wollte, da auch er Walther um 1201 an der Saône vermutet. Uebrigens möchte hier doch die Frage am Platze ſein, aus welchem Grunde man denn die bisherige Leſeart ändern will, da ſie von allen Handſchriften beglaubigt iſt und der Blick auf die Karte dagegen nichts einwenden kann? Die Herausgeber haben denn auch keinen Anſtoß daran genommen, und nur einigen „Erklärern“ war hier die Seine ungelegen, da ſie zuerſt nicht wußten, wann und wie Walther nach Frankreich gekommen ſei.

Wer ſich Walthers Erwähnung der vielen Länder und der fremden Sitte, die er geſehen habe, gegenwärtig hält, der wird wenig Neigung verſpüren, die franzöſiſche Seine — bei der angelangt, Walther wirklich fremde Lande und Sitten geſehen hatte — mit der Saône, dem Grenzfluß des deutſchen Burgunds, zu vertauſchen.

durch L. 20, 31 zu ſtützen und zwar in dem Sinne, daß Walther in L. 25, 26 Friedrichs Freigebigkeit preiſe, in L. 20, 31 aber ſich beklage, daß er allein beim Feſte mit keiner Gabe bedacht worden ſei.

Doch können beide Sprüche nicht im Sinne Simrocks zuſammengehören. In L. 25, 26 hört man den Dichter in ungetrübter Freudigkeit des Herzogs Milde preiſen, was ſicher nicht der Fall geweſen wäre, wenn er allein nichts erhalten hätte. Ferner geht aus der ganzen Darſtellung hervor, daß er zu den „gernden“ gehörte, die des Herzogs Milde erfahren haben. Das „wir ze Wiene haben dur êre enpfangen“ meint doch auch den Sprecher mit! Daß beide Sprüche nicht im Sinne Ss. zuſammengehören können, geht ferner noch aus einem anderen Grunde hervor. Aus den praeteritis „haben enpfangen, sach geben, wart begangen“ u. ſ. w. [konſequent durchs ganze Gedicht] wird erſichtlich, daß es nach der Feſtlichkeit oder wenigſtens erſt am Schluſſe derſelben entſtanden iſt. Sollte ſich L. 20, 31 auf das nämliche Feſt beziehen, ſo müßte es vor L. 25 geſungen worden ſein, da ſich hier nur praesentia finden. Dazu iſt ſchon p. 72 gezeigt worden, daß der ganze Inhalt von L. 20, 31 auf Friedrich unmöglich iſt; endlich geht aus Walthers poetiſchem Entwicklungsgange hervor, daß er ſo frühe (1194) noch gar nicht Sprüche dichtete, denn L. 8, 4 iſt nachweisbar der älteſte der Sprüche Walthers, die uns erhalten ſind. Er gehört dem Schluſſe des Jahres 1197 oder dem Beginn von 1198. Vgl. Wackernagel, kleinere Schriften II, 373 und p. 22. Damit iſt, wie ich glaube, Simrocks Anſicht beſeitigt. Daß damit auch ſeine Behauptung fällt: der Wiener Hofton ſei dem Herzog Friedrich geweiht geweſen, welche von Pfeiffer und andern nachgeſagt

worden ist, braucht keine nähere Erörterung mehr, da sie Simrock selbst nur auf L. 25, 26 und 20, 31 stützen konnte.

Es bezieht sich L. 25, 26 also doch auf Leopold, wie Lachmann richtig ahnte, wenn auch nicht begründete? Es lassen sich dafür auch positive Zeugnisse aufbringen. Unter allen übrigen 14 (resp. 13) Sprüchen dieses Tones, den man gewöhnlich den Wiener Hofton nennt, findet sich kein einziger auf Friedrich, wohl aber noch einer auf Leopold; alle sind erst nach Friedrichs Tode entstanden. Weiter kann L. 26, 1 „ezngalt dâ nieman einer alten schulde" nach der p. 52 ff gepflogenen Auseinandersetzung sich nur auf Leopold beziehen. — Der Dichter zählt sich selbst zu den gernden und zwischen gernden und varnden ist kein Unterschied (vgl. R. p. 10); er hatte somit damals keinen ständigen Aufenthalt in Wien und das Gedicht muß sich auf Leopold beziehen, da er unter Friedrich Wien nie für längere Zeit verlassen hatte.

Der Inhalt des Gedichtes gibt keinen Fingerzeig, welcherlei Art die Festlichkeit gewesen sei. Uhland (p. 86) setzte es ins Jahr 1222, als Leopold seine Tochter Agnes mit dem Herzog von Sachsen vermählte. Doch dagegen stritt die Bezeichnung Leopolds als eines „jungen Fürsten". Lachmann (p. 148) und Rieger (p. 10) rückten es daher auf das erste große Hoffest Leopolds, ins Jahr 1200 hinauf. Die übrigen Walther-Literaten folgten der Annahme; nur Wackernagel (II, 132) warf einen Blick auf 1203. Man kombinierte damals, so gut man konnte, da für kein Hoffest der Ausdruck „junger Fürst" besser paßte, als für das jüngste und man einen andern Anhaltspunkt nicht hatte. Anders gestaltet sich aber jetzt das Verhältnis, seitdem wir wissen, daß Walther um 1203 wirklich in Wien war, während sein Besuch um 1200 bloße Annahme ist, die durch das

Gedicht, das keinerlei Andeutung über die Art des Feſtes gibt, nicht geſtützt werden kann. Der Dichter konnte den 27jährigen Bräutigam gewiß mit vollem Rechte einen „jungen Fürſten" nennen. Erſt wenn nachgewieſen ſein würde, daß Walther auch um 1200 wirklich in Oeſterreich anweſend war oder wenigſtens, daß er in dieſem Jahre den Hof Philipps verließ, könnte es zweifelhaft ſein, ob das Gedicht auf dem Feſte von 1200 oder 1203 entſtanden ſei. Allein nun iſt es ſogar höchſt unwahrſcheinlich, daß Walther um 1200 den Hof Philipps verlaſſen hat, da er Ende 1199 und noch Beginn 1201 dort war.

[23]) Simrock zu 72 denkt ſich mit Rieger p. 15 den Spruch in Kärnthen entſtanden, Wackernagel II, 120, Lachmann zu 83, 14 und p. 126 und Pfeiffer zu 127 (der auch die Beziehung auf Kärnthen zuläßt) im zweiten Thüringer Aufenthalt. Dagegen ſpricht, was ſchon Menzel p. 157 betonte, des Dichters Alter, dem nahe zu oder in den Fünfzig ſeiner „frowen minne" keine Sorge mehr gemacht haben wird. Menzel ſetzt ihn daher in die Zeit des erſten Thüringer Aufenthaltes und zwar „möglichſt nahe an das Hoffeſt, nur nicht zu nahe, ſo daß doch einige Zeit bliebe für den „manegen tac." Allein woher nimmt denn Menzel die Veranlaſſung, den „manegen tac" vom Hoffeſte an zu zählen? Setzen wir die Strophe in den natürlichen Zuſammenhang mit dem Hoffeſte, ſo konnte der Dichter ſchon damals mit voller Wahrheit ſagen, daß ſich ihm der Wiener Hof „unrehte manegen tac" entzogen habe, da er ihn 1198 unfreiwillig verlaſſen hatte. Dazu beachte man die zwei letzten Zeilen:

„sît er (der Wiener Hof) sô maneger tugende mit sô staeter triuwe pflac.

man sach Liupoltes hant dâ geben, daz si des niht erschrac.“

Die Zeile sît er sô . . ist eine Anspielung auf die Zeit, wo er unter Friedrich am Wiener Hofe lebte; wodurch er Leopold sehr fein jenes innige Verhältnis nahe legt. Sie begründet die vorausgegangene Zeile „in hirme niemer unz ich den verdiene.“ (Der Dichter will nimmer ruhen, bis er wieder an dem Wiener Hof Aufnahme erlangt, weil ihm derselbe durch seinen neunjährigen Aufenthalt unter der stäten Treue des damaligen Fürsten so teuer geworden ist) Zu dieser stäten Treue Friedrichs stellt er nun die Milde, Leopolds, wie sie sich auf dem Hoffeste gezeigt hat. Gerade aus dieser Zusammenstellung der beiden Zeilen wird recht klar, was der Dichter damit will. Leopold hatte ihm beim Feste seine Milde erfahren lassen, die er preist; aber die Stätigkeit der Milde, wie er sie bei Friedrich gefunden hatte, konnte er an Leopold nicht preisen, denn er hatte sie ja noch nie erfahren; sucht sie aber jetzt vom Fürsten zu erflehen.*) Auch Wilmanns p. 221 setzt das Gedicht an das Wiener Hoffest: „Diese Bitte Walthers, an dem Wiener Hofe Aufnahme zu finden, muß an Leopold bald nach dessen Schwertleite gerichtet sein; denn die milte, welche der Dichter im letzten Verse rühmt, ist doch wohl die, welche er an jenem Feste erfahren hatte.“ Daß hier nicht das Fest der Schwertleite in Betracht kommen kann, sondern das Hochzeitsfest gemeint sei, ergibt sich aus den Erörterungen in Nr. 21 und 22.

*) Pfeiffer hat nach pflac ein Kolon gesetzt, wodurch auch die vorletzte Zeile auf Leopold bezogen und die letzte als Begründung der staeten triuwe erscheinen würde, die aber, wie aus dem eben Gesagten erhellen wird, der Dichter an Leopold noch nicht preisen konnte. Nach pflac ist demnach Punkt zu setzen.

Menzel (p. 164 ff) glaubt Walther auch zwiſchen 1207 und 1209 in Wien, eine Anſicht, von deren Unhaltbarkeit man ſich leicht überzeugen wird.

Er will die Sprüche L. 84, 1, Pf. 127, S. 72; L. 31, 33 und 32, 7, Pf. 107, 108, S. 59, 60 am Wartburger Hof entſtanden ſein laſſen. Zu L. 84, 1 vgl. p. 83 und 84. Zu L. 31, 33 und 32, 7 erwähne ich hier nur einen Grund, mit dem Menzel die Sprüche nach Thüringen ſetzt, um ihn in Nr. 25 und 29 nicht mehr anführen zu müſſen. „Warum, ſagt er p. 155, drückt Walther in 3 Sprüchen. ... die heftigſte Sehnſucht nach Oeſterreich aus und beruft ſich in den beiden letzteren den Anfeindungen ſeiner Neider und Verfolger gegenüber ſtäts und mit heftigem Ungeſtüm auf den Herzog Leopold? Warum nicht auf den Landgrafen Hermann und ſeinen Hof, der doch gewiß an Berühmtheit dem Babenbergiſchen nicht nachſtand und ein ebenſo competentes kunſtrichterliches Forum abgeben konnte, wie dieſer?" Die Antwort, die zwar ſchon in der Frage liegt, gibt er p. 159 wieder: „Von Kärnthen aus brauchte er nicht dem Herzog Leopold zuzurufen; ‚dû enwendes michs alleine, sô verkêre ich mîne zungen'. Nur der Thüringer und der Wiener Hof waren ſich in der Pflege des Minneſanges ebenbürtig." Menzel meint alſo, daß Walther, hätte er L. 31, 33 und 32, 7 in Kärnthen gedichtet, ſich auch auf den Landgrafen Hermann hätte berufen können. Weil er ſich nun auf Leopold mit dem Beiſatze „alleine" beruft, müſſen die Sprüche in Thüringen entſtanden ſein!

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß dieſe Folgerung nicht begründet iſt. Hat doch Menzel ſelbſt wiederholt darauf hingewieſen, daß unſerem Dichter der Wiener Hof über alle andern gieng, daß er mit dieſem „wünneclichen hof" keinen andern verglich, daß er hier allein

ſein Leben zubringen und ſeine Lieder ſingen wollte. Uebrigens erklärte ſich das „alleine“ auch einfach genug aus der Natur der Bitte, die jeder möglichſt eindringlich zu machen ſucht. Menzel findet ferner in dieſen beiden Sprüchen eine „allgemeine Klage über den Verfall des höfiſchen Sanges.“ Gerade in Thüringen, wo damals Wolfram ſang und die letzte Hand an den „Fauſt des Mittelalters“ legte, hätte Walther nicht die geringſte Veranlaſſung dazu gehabt.

Allein nehmen wir zunächſt mit Menzel an, es wären die Sprüche in Thüringen entſtanden und ſehen nun, wie er darauf ſeinen zweiten Wiener Aufenthalt ſtützt (p. 164): „Sicher hat der Dichter Sorge getragen, daß Leopold ſeine Klagen vernahm und Alles aufgeboten, um ſeinen Zweck zu erreichen. Wäre ihm aber dies nicht gelungen, wie Rieger p. 15 und 28 annimmt, ſo dürften wir mit Recht in Walthers Sprüchen eine Andeutung darüber erwarten.“ Das iſt einer jener Schlüſſe, wie ſie bei Walther nie hätten gemacht werden ſollen, denn ſie werden niemand überzeugen, da ſie überall da, wo wir eben ſonſt nichts wiſſen, anwendbar wären. *)

*) Es ſei hier nur ein Beiſpiel angeführt. Im Jahre 1203 bat der Dichter den Herzog Leopold um dauernde Aufnahme am Wiener Hofe. Sicher wird er auch damals Alles aufgeboten haben, ſeinen Zweck zu erreichen. In den folgenden Sprüchen finden wir keine Andeutung darüber, daß ihm ſein Zweck nicht gelungen ſei, und wir müßten ſomit nach Menzel ſchließen, der Dichter habe Aufnahme gefunden, wäre uns nicht aus andern Umſtänden bekannt daß eben das Gegenteil der Fall geweſen ſei. Wie viel natürlicher und näher liegt gerade der entgegengeſetzte Schluß, daß Walther, weil wir in ſeinen Gedichten nicht die geringſte Andeutung finden, daß er ſeinen Zweck erreicht habe, auch nicht in Oeſterreich geweſen ſei. Aus einem zweijährigen Aufenthalt des ſangesreichen Dichters nicht ein einziges Produkt!

Nun macht ſich Menzel einen Einwurf gegen ſeinen eigenen Calcül, und zwar einen, den ihm ſonſt wohl niemand gemacht hätte: „Man könnte nun zwar annehmen, die langjährige Sparſamkeit, zu der man am Wiener Hof durch die Vorbereitungen zum Kreuzzug ſich veranlaßt ſah, habe dem Dichter die Aufnahme daſelbſt unmöglich gemacht, (aus den folgenden Zeilen erſehen wir ſchnell, wozu dieſer Einwurf gemacht wird) und der nach dem Kreuzzug von 1217—19 gedichtete Spruch L. 36, 1 ſcheint auf den erſten Blick dies zu beſtätigen.“ (Alſo um ganz unverſehens den Inhalt eines erſt nach 1217 entſtandenen Spruches hieher zu beziehen, was man ſich, wenn er als Gegner eingeführt wird, viel lieber gefallen läßt.) „Allein — ſchreibt Menzel weiter — die genaue Bekanntſchaft des Dichters mit dem Verhalten des Hofs und der Adelskreiſe in Wien während jener ſparſamen Zeit beweist unwiderleglich, daß er ſelbſt Zeuge davon war. Er ſagt: ‚Dô Liupolt spart ûf gotes vart, ûf künftig êre, sie behielten alle samt, si volgten sîner lêre: si zuhten ûf, alsam sie niht getörsten geben‘. So kann nur ein Augenzeuge ſprechen.“

Der Sprung, den Menzel hiebei macht, iſt leicht ſichtbar. Es fragt ſich, welches jene ſparſame Zeit am Wiener Hofe war, von der Walther in L. 36, 1 ſpricht. Menzel verſteht freilich ohne weitere Begründung die Zeit von 1207—9, ſonſt hätte er ſich oben ja umſonſt den Einwurf gemacht! Allein mit Unrecht. Der Spruch iſt nach der Anſicht Lachmanns, Pfeiffers, Wackernagels, Riegers, Simrocks und Menzels ſelbſt (p. 272) gegen Ende des Jahres 1219 entſtanden. Ende 1216 oder Beginn 1217 läßt Menzel ſelbſt (p. 265) Walther nach Wien kommen und dort Zeuge der Sparſamkeit ſein für den Kreuzzug, der noch in demſelben Jahre unternommen wurde.

Es ist nun doch naturgemäß, daß Walther im Spruche von 1219 den Rittern nicht ihre Sparsamkeit vor mehr als 10 Jahren vorwirft, sondern die im Jahre 1217, von der sie, wie er 1219 sagt, auch jetzt nach vollendeter Fahrt nicht ablassen wollen.*) (Ich sehe hier ganz davon ab, daß in den Jahren 1207—9 die Sparsamkeit für den Kreuzzug, der erst 1212 zu Stande kam, gewiß nicht groß gewesen sein wird.)

Mit noch geringerem Recht bezieht Menzel den Inhalt des Spruches L. 34, 34 hieher. Es geht klar aus dem ebenfalls erst um 1219 entstandenen Gedichte hervor, daß Walther erst damals, als das Gedicht entstand, an Leopold den „höfischen Trost" fand, nicht schon 10 Jahre früher; z. B. so ist min höfscher tröst zehant dâ bi Liupolt".

Richtig sieht Menzel in den Worten „min höfscher tröst" eine „offenbare Beziehung auf L. 32, 16" und schließt daraus richtig — auf Pfeiffer gestützt — „daß Walther kurz nach Abfassung der beiden Berufungssprüche an Leopold in Wien gastliche Aufnahme und höfischen Trost wirklich fand"; aber unbegründet und unrichtig ist wieder die weitere Folgerung, daß „dies des Dichters zweiter längerer Aufenthalt (1207—9) am Babenberger Hofe gewesen sei;" und zwar schon deswegen, weil seine Ansicht unannehmbar ist, daß Walther um 1207 den Herzog um Aufnahme (hofschen trost) gebeten, die ihm derselbe auch sofort gewährte; aber erst 1219 im Spruche L. 34,

*) Also selbst wenn Menzel schon durch andere Gründe den Wiener Aufenthalt Walthers um 1207 nachgewiesen hätte, hätte er dennoch nicht den geringsten Anhaltspunkt zur Behauptung, daß der Dichter in diesem Spruche die Sparsamkeit der Ritter um 1207 meine, um wie viel weniger liegt darin ein Beweis für den Aufenthalt selbst. Dasselbe gilt noch mehr vom folgenden Spruch.

34 dem Herzoge ſeine Freude und den Dank dafür ausgedrückt habe. — Die Sprüche mit der Bitte und dem Dank für die ſobaldige Erfüllung derſelben müſſen bald nach einander gedichtet worden ſein.

Menzel freilich konnte ſie, nachdem er ſchon die Behauptung eines WienerAufenthaltes zwiſchen 1207 und 1209 ausgeſprochen hatte, nicht mehr zuſammenrücken. Denn hätte er die beiden Berufungsſprüche nach 1216 oder 1217 hinabgerückt, ſo hätte er für den angeſetzten Aufenthalt auch nicht mehr einen ſcheinbaren Anhaltspunkt gehabt. L. 34, 34 nach 1207 heraufrücken konnte er auch nicht', da der Dichter darin vom „biderben patriarke" ſpricht, bei dem er erſt (auch nach M.) 1218 ſich aufgehalten hat. So ſah er ſich veranlaßt, einen Ausweg zu ergreifen, indem er den Inhalt des Spruches aus 1219 auf die „gaſtliche Aufnahme von 1207" bezog.

Wir aber können nicht mehr zweifeln, L. 31, 33 und 32, 7 nach 1216 oder 1217 hinabzurücken und ſehen uns ſo durch Menzels eigene Argumentation zur Verneinung ſeiner p. 85 aufgeſtellten Behauptung, daß dieſe beiden Sprüche vor 1207 in Thüringen entſtanden ſeien, zurückgeführt.

Leicht begreiflich iſt das folgende Geſtändnis Menzels: „Ob einer der vorhandenen Sprüche in dieſen Lebensabſchnitt des Dichters gehöre, iſt nicht zu ermitteln." — Wir wiſſen ſonſt von keinem Aufenthalt Walthers, dem nicht ein oder mehrere Produkte zuzuteilen wären!

Richtig iſt endlich auch der Grund, mit dem Walther wieder von Wien entfernt wird: „Wie lange dieſer Aufenthalt dauerte, iſt nicht zu ermitteln, nur ſo viel läßt ſich aus L. 36, 1 ſchließen, daß während dieſes Aufenthaltes die Vorbereitungen zum Kreuzzuge und die dadurch bedingte Sparſamkeit am öſterreichiſchen Hofe begann,

daß er noch eine Zeit lang Zeuge derſelben war, ſchließlich aber es geraten fand, einen ergiebigeren Boden für ſeine Kunſt anderwärts aufzuſuchen.“ Abgeſehen davon, daß L. 36, 1 — wie gezeigt, — nicht hieher bezogen werden darf, wiſſen wir, daß Walther wegen der Vorbereitungen zu einem Kreuzzuge Wien nicht zu verlaſſen brauchte. Wir finden ihn wiederholt bei derartigen Rüſtungen, ja noch während des Kreuzzuges ſelbſt in Wien. So vor und während des Zuges Leopolds VI., Friedrichs I. und Leopolds VII. Auch nach Menzel fand Walther bei all dieſen drei Zügen „es nicht für gut“, Wien zu verlaſſen; nur im Jahre 1209 ſollte ſo geſpart worden ſein, daß man dem Sänger nichts mehr geben konnte, trotzdem daß der Kreuzzug erſt drei Jahre ſpäter ſtatt fand!

Zum Schluſſe ſagt Menzel: „Dies wird auch durch die urkundlich beglaubigte Zeitgeſchichte beſtätigt.“ Das „Dies“ ſchließt ſich ſo an den obigen Satz an, daß man erwartet, Menzel bringe aus der Zeitgeſchichte nun wirklich den Nachweis, daß um 1208 eine große Sparſamkeit in Wien begonnen und daß Walther in Folge deren den Wiener Hof verlaſſen habe. Was er aber wirklich nachweist, verlangen wir hier nicht zu wiſſen. Er zeigt nämlich, daß Leopold 1108 einen Kreuzzug gelobt habe, daß ihn der Pabſt ſchon 1208 dafür belobt und zugleich ermahnt habe, den Aufbruch nicht zu verzögern, daß Innocenz 1210 in einem Sendſchreiben ihm den verſprochenen Kreuzzug wieder nahe rückte u. ſ. anderes, das auf einen Aufenthalt oder eine Abreiſe Walthers keinerlei Bezug hat.

Wie unbegründet und unhaltbar mithin der Anſatz eines Aufenthaltes Walthers in Wien während 1207—9 ſei, dürfte klar geworden ſein. [Wo Walther damals wirklich ſich aufhielt, darüber a. ei. a. O.]

[24]) Lachmann, Wackernagel und Simrock bringen mit dieſer Strophe auch andere gleichgebaute in Verbindung, die wie Simrock zu 156 bemerkt, nicht durch den Gedanken mit einander verbunden werden, ſondern ſich nur wie Sprüche desſelben Tones zu einander verhalten. Sie ſind daher als ſelbſtändige Gedichte aus verſchiedener Zeit zu betrachten und zu trennen, wie Wilmanns in 45, 1 und Pfeiffer in 42 getan haben. Was dem Spruche hier ſeine Stelle anweist, iſt der überraſchende Zuſammenhang der Gedanken mit den andern Kärnthner Sprüchen.

[25]) Ueber die verſchiedenſten Beſtimmungen, welche die Sprüche erfahren haben, ſiehe Menzel p. 156 ff, 168 ff. Zuerſt wird es notwendig ſein, die Zuſammengehörigkeit aller vier Strophen wahrſcheinlich zu machen, welche von Lachmann, der die beiden Berufungsſtrophen nach Thüringen verlegt,*) Wilmanns, welcher wie Wackern. (II, 169) den Spruch 83, 121 in Kärnthen oder Thüringen, 83, 151 aber am Wiener Hof entſtanden ſein läßt und Menzel, der die beiden Berufungsſprüche nach Thüringen bezieht (vgl. p. 85) in Abrede geſtellt wird. — Auf die gleiche Tonart iſt kaum ein Gewicht zu legen, wohl aber darauf, daß alle vier Sprüche in den Handſchriften neben einander ſtehen. Gewichtiger iſt der knappe Gedanken-Zuſammenhang dieſer Strophen, wie er p. 33 ff erſichtlich worden ſein wird. Dazu kommt, was ſchon Simrock zu 59 bemerkt hat, die aus-

*) Lachmann findet es (p. 157) „zwar auch denkbar, daß unſer Spruch (L. 32, 7) nach Kärnthen gehörte: aber die Schälke an Herzog Bernhards Hofe ſind wohl in den zwei folgenden hinreichend geſcholten, und nach der Anmerkung zu S. 35, 9 (worin er ſagt, daß der Fürſt, deſſen wandelbare Laune Walthern vertrieb, Herzog Bernhard v. K. geweſen ſei) ſcheint Walther von da nach Thüringen gezogen zu ſein, nicht nach Oeſterreich." Vgl. dazu p. 98.

drückliche Beziehung von L. 32, 13: 32, 30. In Rechnung zu ziehen, sowohl für die Zusammengehörigkeit der Strophen, als für Walthers Aufenthalt in Kärnthen überhaupt, mag die folgende Untersuchung über den von Walther in L. 32, 7 genannten Stolle sein, von dem Lachmann (p. 157) sagt: „Daß Stolle, bei dem die Hofleute den Dichter verklagen, ein elender Skribent gewesen sei, kann Bodmern (Proben p. XXXV) kein Nachdenkender mehr glauben. Ich meine, er war ein geistlicher Rat Landgraf Ludwigs, der gegen ihn Walthers Gesang verkêrte."

In der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts begegnen wir einem Meistersänger Stolle, von dem uns mehrere Gedichte meist geistlichen Inhalts und einige Sprüche erhalten sind. Seine Herkunft schien zweifelhaft, da seine Sprachformen steit für stât, êre für aere [in waere u. s. w.], wie Bartsch, deutsche Liederdichter LV, glaubte, nach Niederdeutschland weisen, während außer diesen Formen seine Sprüche nach ihren geschichtlichen und lokalen Beziehungen für Oberdeutschland sprechen, so daß Bartsch meinte, „wollte man seine Heimat in Niederdeutschland suchen, so müßte man eine sehr frühe Einwanderung nach Süden annehmen."

Können wir nun ein Geschlecht der Stolle in Oberdeutschland nachweisen, so liegt die Annahme nahe, daß es das des Dichters Stolle ist.

Ein solches läßt sich wirklich für Brixen in Tirol urkundlich belegen und zwar von 1191 bis 1323, also gerade während der Zeit, die hier für uns in Betracht kommt. Im Neustifter-Urkundenbuch (p. 66, Nr. CLXXI) kommt in einer Urkunde aus dem Jahre 1191 ein „Heinricus Stollo" mit mehreren andern aus der Brixner Gegend

als hujus rei „testis“ vor. Vgl. Zingerle, Germ. XX, 262. In einer andern Brixner Urkunde vom 9. Dez. 1323 kommt wieder ein „Christian der Stolle“ als Zeuge vor. [Vgl. Bartſch, Lied. LV.] Mithin Beweis genug, daß das Geſchlecht der Stolle daſelbſt anſäßig geweſen iſt. Nun ſprechen aber noch die Formen ei=â, ô=ae gegen dieſe Heimat Stolle's. Aber wohl nur ſcheinbar, in der Wirklichkeit ſprechen ſie mehr für als gegen dieſelbe, weil gerade zur Zeit Stolles die Schreibweiſe wêre für waere in Tirol ganz allgemein war, wie man ſich in den Urbaren Meinhards überzeugen kann. Desgleichen findet man den Diphtong ei für â. [Vgl. Weinhold, bair. Gram. § 79.] War endlich dieſer Sänger, Meiſter Stolle, aus Tirol, ſo erklären ſich ſeine Beziehungen zu Meinhard von Kärnthen=Tirol, die wir aus ſeinem Gedichte an Meinhard (1285) erſehen, von ſelbſt. Aber der Sänger, Meiſter Stolle, von dem uns die Gedichte erhalten ſind, kann Walthers Zeitgenoſſe nicht geweſen ſein, da wir noch von 1285 ein Gedicht von ihm haben. Es muß noch einen andern Sänger Stolle gegeben haben, der wenigſtens um circa 30 Jahre früher in Tätigkeit war.

Wir erhalten eine überraſchende Beſtätigung davon im Meiſtergeſangbuch 5 c, [vgl. Wackernagel zu Simr. II, 164] wo Rubin den Tod Stolle's neben dem Reinmars, Walthers, Nithards und Bruder Wernhers beklagt. Alle drei und der Schreiber ſelbſt waren Zeitgenoſſen Walthers, mithin doch auch Stolle? Daß dieſer Stolle wirklich der war, den Walther nennt, ergibt ſich noch deutlicher aus Rubins Charakteriſtik von Stolle's Geſangsweiſe. Er nennt ihn „einen Bock mit Geſang“, was offenbar eine Anſpielung auf ſeine Mut= und Böswilligkeit iſt, was ſchon Wackernagel (II, 164) hervorgehoben hat; alſo

gerade ſo, wie wir ihn bei Walther in L. 32, 7 finden, als hätte Rubin bei Stolle's Charakteriſtik das Verhältnis zu Walther vor Augen gehabt.

Wir können alſo zwei Sänger Stolle nachweiſen, auch Ein Geſchlecht der Stolle und zwar in Tirol. Den jüngern Sprößling aus dieſem einzig nachweisbaren Tiroler Geſchlechte finden wir mit dem Kärnthner Hof in Beziehung, den ältern mit Walther, ſeinem höchſt wahrſcheinlichen Heimatsgenoſſen im engſten Sinne des Wortes, an dem nämlichen Hofe — an dem von Thüringen? — doch wahrſcheinlicher an dem von Kärnthen, an dem ſchon damals ein reger Verkehr mit dem Nachbarlande Tirol beſtand wie ſpäter gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts.

In der Nähe dieſes „Bockes mit Geſang" konnte Walther über den Verfall des höfiſchen Sanges klagen, wozu er in Thüringen keine Veranlaſſung gehabt hätte. Vgl. p. 86. Wie endlich hätte Walther in Thüringen, wo er längere Zeit die Gaſtfreundſchaft Hermanns genoſſen hatte, ſchicklicher Weiſe die beiden Berufungsſprüche ſingen können? Was ſollte Hermann und ſein Hof zu Walthers „Herzog aus Oeſterreich, Fürſt, du allein kannſt es noch hindern, daß ich unhöfiſch zu ſchelten anfange," geſagt haben? Ein ſo unſchickliches Betragen darf dem feinfühlenden Sänger, wie er ſonſt ſich zeigt, nicht in die Schuhe geſchoben werden. Man müßte nur annehmen, Walther habe ſich mit Hermann entzweit, wozu wir jedoch keinen Anhaltspunkt haben, während anderſeits Walthers Zwiſt mit Bernhard ſchon durch L. 32, 17 bezeugt iſt.

Daß L. 32, 7 in Kärnthen, L. 31, 33 aber ſchon in Wien entſtanden ſei, glaube ich verneinen zu können, weil

ſich aus der Darſtellung in p 36 ergeben wird, daß L. 31, 33 vor L. 32, 7 entſtanden ſei.

[26]) Lachmann zu 19, 36, Wackernagel in II. 131 und Simrock zu 4 beziehen den Spruch auf die Trauer nach Herzog Friedrichs Tode 1198. Dagegen hat Rieger (p. 28) eingewendet: „Er klagt nur über die Entbehrung eines luſtigen Lebens und würde bei ſolchem Anlaß ebenſo wenig perſönliches Gefühl für den Hingeſchiedenen als allgemeines Schicklichkeitsgefühl verraten.“ Er weist ihn in die Zeit des letzten Wiener Aufenthaltes. Wilmanns und Pfeiffer geben kein beſtimmtes Urteil. Menzel (p. 263) rückt ihn, geſtützt auf „Riegers überzeugende Ausführung“ und auf das wilent, das anzudeuten ſcheint, daß zwiſchen der hier geſchilderten Situation und dem früheren Glanze des Wiener Hofes eine lange Reihe von Jahren verfloſſen ſein müſſe,“ ebenfalls zwiſchen 1217 und 1219, welcher Zeit „das im Gedichte entworfene Bild zuverläſſig entſpricht.“ Ich glaube, daß man ſich dieſer [nur das wilent gibt wohl keinen Anhaltspunkt] und der folgenden Auseinanderſetzung Menzels nicht entgegenſetzen kann. In p. 264 argumentiert er: „Im Jahre 1198 nahm der ganze Hof keineswegs eine andere Phyſiognomie an, ſo wie ſie unſere Strophe ſchildert, ſondern der junge Leopold erfreute dem ſüßen Regen gleich beide, die Leute und auch das Land und Walther allein ſah ſich vom allgemeinen Glück ausgeſchloſſen. (L. 20, 31.) Damals hätte der Hof zu Wien dem Dichter nur allzuwohl behagt, aber der Dichter behagte dem Hof, d. h. dem jungen Herzog nicht. Hier aber, in der Strophe „der hof ze Wiene sprach ze mir“ iſt das Verhältnis das umgekehrte. Der Wiener Hof hat Walther eingeladen und gewünſcht, es möge ihm hier behagen. Nun gefällt es ihm aber nicht wegen des ein-

förmigen und freudlos gewordenen Lebens, das daſelbſt herrſcht." — Der Grund, den Simrock für ſeine Setzung beibringt, (der einzige, der für 1198 überhaupt beigebracht worden iſt) wendet ſich gegen ihn. Zu 4 ſagt er: „Die Beziehung der Zl. 12 und 13 auf 2, 7—13 iſt faſt wörtlich". Nun wiſſen wir nach Nr 22 daß der Spruch: „Ob ieman spreche" erſt mehrere Jahre nach Friedrichs Tod entſtanden ſei, mithin muß 4, dem 2 ſchon vorgelegen iſt, noch ſpäter entſtanden ſein.

[27]) Daß Walthers Aufenthalt in Aquileja in dieſe Zeit falle, ergibt ſich ſchon daraus, daß des Patriarchen Milde in einem Spruche von 1219 (L. 34, 54) geprieſen wird und zwar als gleichzeitig mit Leopolds und Heinrichs Milde, die er damals genoß. Menzel p. 270 ſetzt den Aquilejer Aufenthalt in dieſe Zeit, gibt aber dafür als Grund an, daß „unter dem Patriarchen Wolfger das Patriarchat in übler Zerrüttung war," (er hat dieſe Anſicht wohl von Wackernagel II, 167) ſo daß er unter dem in L. 34, 34 Geprieſenen nicht gemeint ſein könne. Begründet hat Menzel dieſe Behauptung aber nicht. Wackernagel II, 167, Simrock zu 62, Rieger (p. 28) und Wilmanns zu 83, 131 ſetzen den Aquilejer Aufenthalt gleichfalls unter Berthold von Andechs.

[28]) Simrock zu 73 ſetzt ihn beſtimmt nach Kärnthen, Wilmanns glaubt zu 85, 1, daß er „ſich vielleicht auch auf den Zwiſchenfall in Kärnthen beziehe." Eine andere Beſtimmung hat der Spruch nicht erfahren. Seinem Inhalte nach kann der Spruch ſowohl nach Kärnthen, als nach Oeſterreich bezogen werden, je nachdem man darin den Tadel auf denjenigen, der ſeinen „großen Willen" nicht zu erfüllen im Stande iſt, oder das Lob desjenigen, der ihn auszuführen verſteht, in den Vordergrund ſtellt.

Ich meine, daß aus ihm das Lob mehr hervortrete als der Tadel und daß er, am Hofe Bernhards geſungen, doch wohl ſcharf geweſen wäre, da der Herzog, der einmal Walther gegenüber nicht wahrhaft war, in jedem Zuge, mit dem der Dichter die wahrhafte Milde preist, ſeinen Tadel finden mußte. Daß der Dichter auch im vorausgegangenen Geſang an Leopold ſich auf die Kärnthner Verhältniſſe bezieht, kann meine Vermutung nur beſtärken.

[29]) Nun erſt, ſeitdem wir den letzten Aufenthalt Walthers in Oeſterreich im Zuſammenhange entwickelt haben, wird es möglich ſein, die Zeitbeſtimmung des Kärnthner Aufenthaltes zu verſuchen, der bisher mit Ausſchluß von Simrock zu 60, 61 und 62 und Wackernagel II, 165 vor den zweiten Thüringer Aufenthalt geſetzt worden iſt, während wir ihn ins Jahr 1215 und 16 und von Ende 16—20 den Aufenthalt in Wien-Aquileja-Wien ſetzen.

Schon der Umſtand, daß von 1215—17 die politiſche Lyrik Walthers verſtummt, trotzdem daß es damals nicht weniger als je an Stoff zu derartigen Geſängen fehlte, iſt auffallend und legt die Vermutung nahe, daß Walther während dieſer Zeit von Mitteldeutſchland, dem politiſchen Zentralpunkt, entfernt geweſen ſei. Die Annahme Menzels p. 277 ff, daß Walther während dieſer Zeit auf Geheiß Kaiſer Friedrichs geſchwiegen habe, iſt ohne jeden Anhaltspunkt. Sich als bloßes Werkzeug politiſcher Intriguen gebrauchen zu laſſen, wie Menzel p. 281 will, war Walthers Einſicht in die umliegenden Verhältniſſe zu klar, ſein Selbſtbewußtſein zu groß und zu wahr, ſein Charakter für ſolche Schleichwege zu gerade.

Einen andern Anhaltspunkt für die Zeitbeſtimmung finden wir in L. 32, 7 und L. 34, 34. In L. 32, 15 und

16 ſpricht der Dichter den Vorſatz aus, von Kärnthen nach Wien zu gehen:

„Ze Ôsterrîche lernt ich singen unde sagen:
dâ wil ich mich allerêrst beklagen:
vind ich an Liupolt höveschen trôst, so ist mir mîn muot entswollen.“

Alſo nach Oeſterreich will er gehen und nicht nach Thüringen. Wir haben nun keinen Anhaltspunkt anzunehmen, daß der Dichter ſeinem Vorſatze untreu geworden ſei, ſondern finden im Gegenteil in L. 34, 34 die deutlichſte Beſtätigung, daß er ihn wirklich ausgeführt habe. L. 34, 34 iſt in Wien entſtanden, was von niemanden bezweifelt worden iſt. Aus dem ganzen Gedichte erſehen wir, daß ihm ſein „muot entswollen“ iſt, weil er ſagen kann: „so ist mîn höfscher trôst zehant dâ bî Liupolt.“ Die unmittelbare Beziehung der beiden Sprüche iſt doch unleugbar. Sie verhalten ſich zu einander wie die Bitte zum Danke für die Erfüllung derſelben (vgl. p. 88). L. 34, 34 fällt nach dem übereinſtimmenden Urteil ins Jahr 1219. Würde nun das „so ist mîn höfscher trôst zehant dâ bî Liupolt“ nicht wie Ironie klingen, hätte Walther zwiſchen ſeiner Bitte um den höfiſchen Troſt in Kärnthen 1209 — wie man eben wollte — und des Herzogs Erfüllung derſelben 1219, alſo 10 Jahre lang, anderswo — in Thüringen — ſeine Unterkunft ſuchen müſſen?

Sehen wir noch, ob die Gründe derjenigen triftig ſind, welche den Kärnthner vor den Thüringer Aufenthalt ſetzen. Deren zwei hat man vorgebracht. Den erſten bot das Thüringer Gedicht L. 35, 7, Pf. 109, S. 56: „die andern fürsten alle sint vil milte, iedoch sô staeteclîchen niht.“ Man glaubte nun, daß Walther unter dieſen milden, aber unſtäten Fürſten Bernhard von Kärnthen gemeint haben müſſe.

Aber wir wiſſen, daß Walther von 1189 bis 1210, wo dieſer Spruch entſtanden iſt, auch ohne Bernhard ſattſam unſtäte Fürſten gefunden hat. — Der andere Grund lag in L. 31, 33, worin man die Einweihungsſtrophe dieſes Tones zu finden glaubte. Da nun mehrere (?) Sprüche dieſes Tones in Thüringen entſtanden ſeien, die Einweihungsſtrophe, alſo die erſte, in Kärnthen, ſo wird Walther in Kärnthen früher als in Thüringen geweſen ſein. Aber Simrock hat zu 59 dieſe Annahme mit Gründen zurückgewieſen; wozu noch zu beachten wäre, daß das in nomine . . . genau zum Inhalte paßt, da des tievels sâmen hier nicht das Böſe im allgemeinen Sinne meint, ſondern eine ſpezielle Beziehung auf die Störung des höfiſchen Geſanges hat, wie ſie in den folgenden Zeilen deutlicher ausgeführt wird.

30) Wir haben keine Veranlaſſung, wegen des Lobes Heinrichs nach einem längern, zuſammenhangenden Aufenthalt Walthers in Mödling zu ſuchen, da es nahe bei Wien lag, und er ſomit während ſeines frühern und jetzigen Aufenthaltes in Wien wiederholt nach Mödling kommen und Heinrichs Gaſtfreundſchaft erfahren konnte.

L. 34, 34, das zweifellos dieſem letzten Wiener Aufenthalt angehört, legt mir die Vermutung nahe, daß es zu einer Zeit entſtanden ſei, wo der Patriarch Berthold und Herzog Heinrich in Wien anweſend geweſen ſind. Sollte vielleicht der Patriarch Leopold bei der Rückkehr vom Kreuzzuge von Aquileja nach Wien begleitet haben, wo damals auch Heinrich zugegen war? — In dieſer Vermutung werde ich dadurch beſtärkt, daß Heinrich von Andechs (über den am 11. Nov. 1208 und am 6. Jänner 1209 wegen Mitſchuld am Morde Philipps die Reichsacht ausgeſprochen worden war) und ſeine Verwandten, beſonders der Patriarch Ber-

thold, gerade Ende 1219 die vollste Tätigkeit entfalteten, von Kaiser Friedrich die Verzeihung zu erlangen und wieder den Besitz der alten Güter zu erreichen. Nun hatte Heinrich von Andechs mit Herzog Leopold den Zug ins Morgenland mitgemacht und findet sich nach Leopolds Rückkehr in Wien (Meill. Reg. Nr. 126 und p. 258) und so wahrscheinlich auch Berthold, da er am Beginn des nächsten Jahres am Hofe Friedrichs für Heinrich tätig erscheint. L. 34, 34 wäre somit in den 3 letzten Monaten von 1219 entstanden, wofür auch der Inhalt spricht.

[31]) Lachmann und Simrock bringen (112, 3 und 121) mit dieser Strophe eine andere in Verbindung, deren Inhalt dem dieser gerade entgegengesetzt ist, überhaupt damit nichts als den gleichen Versbau gemein hat. Deswegen sind beide als selbständige Gedichte aus verschiedenen Lebensperioden zu trennen, wie Pfeiff. in 71 und 8; Wilm. in 4, 3 und 4, 8 getan haben.

[32]) Ueber die verschiedenen Deutungen, die dieser Spruch erfahren hat, vergl. Menzel p. 275 ff. Daß der Spruch L. 35, 17 nach Oesterreich falle, ist wegen der Anrede „Liupolt ûz Österrîche“ unbestreitbar. In diese letzte Zeit seines Wiener Aufenthaltes gehört er, weil er sich hier am besten den Lebensverhältnissen und der Denkweise des Dichters anschmiegt, da früher, so lange er noch fröhlich war, der Herzog nicht Ursache gehabt hätte, ihn von der fröhlichen Gesellschaft der Menschen wegzuwünschen; denn daran halte ich fest, daß, wenn der Herzog Walther in den einsamen Wald verwünscht, und der Dichter dem gegenüber sich darauf beruft, daß ihn die Leute noch gerne bei sich sehen und er hinwieder auch noch gerne bei ihnen sich aufhalte, [„si sehent mich bî in gerne, alsô tuon ich sie“ und „Liupolt ûz Österrîche, lâ mich bî den liuten“ und

„wünsches dû mich von in, sô tuost dû mir leide“] und wenn man die anderweits belegte Abnahme der Freudigkeit des Dichters in Betracht zieht, keine andere Veranlassung zu Leopolds Wunsche näher liege, als des Dichters Weltschmerz.

[33]) Der in diese Periode fallende Aufenthalt am königlichen Hofe, als Erzieher von Kaiser Friedrichs Sohn Heinrich, wozu ihn seine Gelehrsamkeit, seine gereifte Erfahrung und seine tiefe Menschenkenntnis empfahl, war nur kurz, da es ihm an disen twerhen dingen nicht gelingen wollte; denn der Knabe war schon zu „selbwahsen“ und zu „krump, dem besemen leider alze grôz, den swerten alze kleine.“ *)

[34]) Das Gedicht ist bei L. 124, 1, Pf. 188, S. 115. Vgl. Wackernagel, kl. Schrift. II, 382. Die darin erwähnten unsenften brieve aus Rom [die Bannbullen über Kaiser Friedrich] weisen das Gedicht in das Ende von 1227 oder in das Frühjahr 1228. Letzteres scheint mir nach Zeile 10, 24, 32 wahrscheinlicher. Es ist vor den Rittern mit den geweihten Schwertern gesungen, mit denen sie im hl. Lande den Sieg erkämpfen sollen. Es sind wohl jene, welche dem Kaiser nach Italien entgegenzogen, da Friedrich noch am Beginn des Winters 27 einen Aufruf zur Teilnahme am Kreuzzuge, der im nächsten Mai zu Stande kommen sollte, nach Deutschland geschickt hatte. Da L. 124, 1 noch die Sehnsucht nach der Fahrt zeigt, kann Walther den Kreuzzug nicht 1227 unternommen haben.

Ich finde, daß das Heimatslied sich eng an das zweite Kreuzlied anschließt. In L. 124, 1 sieht der Dichter sich

---

*) Da der Kreuzzug in mein Thema fällt, fügte ich des Zusammenhangs wegen auch den allgemeinen Charakter dieser Periode ein. Eine eingehendere Begründung desselben wird man hier nicht erwarten.

auch unter jenen, welche die Welt durch ihren trügerischen Schein verleitet hat, darum muß er singen „ouwê“. Allein es gibt noch einen „trôst“: die Fahrt ins hl. Land erlöst von den Sünden und macht das Leben wieder wertvoll. So steigert sich seine Sehnsucht, dorthin zu kommen; denn kann er auch nicht mit dem Schwerte des Ritters oder dem Speere des Söldners einen Sieg erfechten helfen, so kann er doch als frommer Pilger dort seinen Trost finden. Ja möchte mir — ruft er aus — die ersehnte Fahrt übers Meer gelingen, so wollte ich deswegen singen: „wol“ und niemer mêre „ouwê“, niemer mêre „ouwê“!

In L. 14, 38 ist ihm diese Fahrt nun wirklich gelungen, er fühlt sich gereinigt, hat seinen trôst gefunden, sein Leben hat Wert gewonnen; darum singt er jetzt „wol“ in: „Nû alrêst lebe ich mir werde.“

Zu dem was über Walthers Kreuzfahrt in p. 57 ff erörtert worden ist, erübrigt hier nur noch zu erwähnen, daß man fälschlich den Ausspruch Lachmanns zu 12, 12, daß der Dichter in den Kreuzliedern nur die gemeinsame Stimmung darstellen wollte, damit die Kreuzfahrer sie auf ihrer Fahrt nach Palästina singen konnten, (die Kreuzlieder also bloße Produkte der Phantasie seien) dahin gedeutet hat, als hätte er damit einen Grund geben wollen, nach dem der Kreuzzug in Abrede gestellt werden könnte. Dieser Ausspruch war nur eine notwendige Folgerung aus der Leugnung der Kreuzfahrt. Denn die beiden Lieder waren und blieben dennoch vorhanden und Lachmann mußte also notwendig nach einer Entstehungsweise derselben suchen. Hätte Walther die Kreuzfahrt nicht gemacht, aber dennoch Kreuzlieder gedichtet, so wäre die von L. angegebene Entstehungsweise derselben der Vermutung zunächst gelegen, darum mußte auch Pfeiffer, Einl. XXIX,

darauf zurückkommen. Die Folgerung fällt natürlich mit der Vorausſetzung, d. h. hier mit der Darlegung, daß die Leugnung der Kreuzfahrt nichtig war.

35) L. 76, 22 denkt man ſich nach dem Vorgange Uhlands und Riegers auf der Reiſe von Würzburg nach Apulien entſtanden. Ich glaube aber das Lied genauer beſtimmen zu können. Schon aus einem ganz allgemeinen Vergleiche mit dem Heimatslied ergibt ſich, daß es nach dieſem entſtanden iſt. Denn während dem Dichter in dieſem die Fahrt ins hl. Land am Herzen liegt und ſeine höchſte Beſorgnis erregt, ſo daß er die Reiſe über die See als eine noch fern liegende Hoffnung ausſpricht*); iſt ihm in jenem jeder Zweifel am Gelingen der Fahrt verſchwunden: „nû loeset unverdrozzen daz hêrrebernde lant;“ und noch viel deutlicher: „nû heilent Kristes wunden, sîn lant wirt schiere enbunden: dêst sicher sunder wân.“ Er hat überhaupt gar nicht mehr die Fahrt, ſondern nur die Erreichung des Zweckes derſelben im Auge, wozu er die Hilfe des „Erbarmers der Waiſen“ und der „Königin über allen Frauen“ herabruft.

Solange Walther Italien vor ſich liegen hatte, konnte er die Fahrt nach dem Oriente nicht als eine ſo hinderniſsloſe darſtellen, da einige Lombardiſchen Städte, trotzdem

*) Daß Walther 1227 mit Ludwig von Thüringen nach Italien gezogen und, als der Kaiſer den Kreuzzug nicht unternahm, mit vielen andern wieder umgekehrt ſei, auf der Vogelweide das Heimatlied geſungen, eine neue Kreuzſchaar geworben habe und 1228 wieder nach Italien gezogen ſei, kann man Anzoletti (p. 74 ff) nicht wohl glauben. Denn die deutſchen Pilger, die nicht durch Krankheit gehindert waren, ſchifften ſich 1227 nach Syrien ein, da der Kaiſer verſprochen hatte nachzukommen. Erſt von hier aus kehrten über 40000, als dieſer das Verſprechen nicht hielt, in die Heimat zurück. Vgl. Wilken, Geſch. d. Kreuzz. VI, 426, 439, 444.

ſie erſt 1227 ſich mit dem Kaiſer ausgeſöhnt und verſprochen hatten, ſelbſt 400 Ritter zum Kreuzzuge zu ſtellen, (Raumer, Gſch. d. Hohſt. III, 262) bei dem Zerwürfniſſe des Kaiſers mit dem Pabſte wieder eine unruhige Haltung annahmen. Erſt als er mit ſeinem Häuflein in Apulien bei Friedrich eintraf, der für Schiffe und genügenden Vorrat geſorgt hatte, ſtand der Fahrt nichts mehr im Wege, war er aller Sorgen ledig. Zu dieſem Entſtehungsort des Liedes ſtimmt auch die folgende Strophe: nû hellent hin geliche, dâ wir daz himelrîche erwerben sicherliche bî dulteclicher zer.“ Das „jetzt laßt uns alle insgeſammt dorthin eilen, wo wir den Himmel verdienen,“ weist das Lied in die Zeit, wo Walther ſchon ein größeres Kreuzheer vor ſich hatte, was noch ſicherer aus dem: „sich schar von manegen landen des heilegeistes her“ erhellt. Nur eine ganz geringe Anzahl Kreuzfahrer zog im Frühjahre 1228 dem Kaiſer aus Deutſchland entgegen. Sie konnte Walther ſicher nicht ein Heer nennen. Aber nachdem ſie ſich den Truppen Friedrichs angeſchloſſen hatten, konnte er alle insgeſammt „des heilegeistes her*“) nennen, und auch ein „her von manegen landen“; denn Friedrich hatte in ſeinem ſiciliſchen Heere Krieger aus den verſchiedenſten Ländern, hatte aus Italien Zuzug — wenn auch ſpärlichen — erhalten und auch die deutſchen Ankömmlinge aufgenommen. Auch der Sinn dieſer Stelle (sich scharn = ſich in Schaaren abteilen) wird jetzt verſtändlich. Die kleine Anzahl Kreuzfahrer aus Deutſchland konnte Walther nicht auffordern, ſich in einzelne Schaaren zu teilen, wohl aber war das

*) In dieſem Heer befand ſich auch der Spruchdichter Fridanc, wie ſeine Sprüche von Akers [154, 18—164, 2] außer jeden Zweifel ſetzen. Vgl. Grimm XLII, Bezzenberger p. 18; Pfeiffer, freie Forſchung, p. 202.

in Apulien nötig, da Friedrich das Kreuzheer in mehreren Galeeren, also in mehreren Schaaren über das Meer führte. Die Entstehungszeit des Liedes fällt somit zwischen Ende März (Osterfest zu Baroli) und Juli oder August (Abfahrt des Kaisers. Vgl. Böhmer, Reg. p. 138, 139).

Allein Walthers „Teilnahme auf dem letzten Zuge 1228 wird dadurch unwahrscheinlich, daß der Kaiser, der in Italien weilte, sich plötzlich nach der Kunde von den unter den Muhamedanern ausgebrochenen Zwistigkeiten zur Verwirklichung der Fahrt entschloß und, ohne Zuzüge von Kreuzfahrern aus Deutschland abzuwarten, was bei der Feindschaft des Pabstes und der kriegerischen Stellung der Lombarden wohl ohnedies eitel gewesen wäre, nur mit dem eigenen sicilischen Heer, aus seinen treuen Deutschen, zum Teil auch aus Saracenen bestehend, den 11. August 1228 von Otranto aus nach Palästina hinüberfuhr," — meint Dietze (die lyrischen Kreuzgedichte des deutschen Mittelalters). Vielleicht ist auch diese Ansicht zu beseitigen.

Der Zwist unter den Mohamedanern brach schon 1227 aus und gab dem Kaiser Veranlassung, mit denselben Unterhandlungen anzuknüpfen, aber nicht zum plötzlichen Kreuzzuge. Durch das oben angeführte Schreiben vom Winter 1227 wurde des Kaisers Entschluß, im Mai 1228 eine Fahrt zu unternehmen, allgemein bekannt. Es war darin noch ausdrücklich versprochen, daß alle, die sich anschließen, unentgeltlich übergeführt und reichlich besoldet würden [Wilken, Gesch. d. Kr. VI, 441]. Die kräftigen Rüstungen Friedrichs konnten die Wahrheit seiner Aussage nicht bezweifeln lassen. Auch als der Kaiser im Frühjahr 1228 die Nachricht vom Tode Sultan Moattams (Nov. 1227) und von den daran sich knüpfenden Streitigkeiten erhielt, zog er noch nicht selbst hinüber, sondern beeilte sich, seine bewaffnete

Macht in Syrien mit 500 Rittern zu verstärken und seine Rüstungen zu beschleunigen. Ja auch im Mai kam der Kreuzzug nicht zu Stande, sondern wurde sogar noch über 2 Monate verspätet, — geschah also doch nicht plötzlich?!

Die Deutschen hatten somit früh genug Kenntnis vom Vorhaben ihres Kaisers, um sich ihm, wenn sie wollten, anschließen zu können. Jeder Zweifel daran muß schweigen, wenn wir noch nachweisen können, daß im Frühjahre 1228 Deutsche zur Kreuzfahrt aufbrachen. So unternahm (nach Posern — Klett, Arch. für sächs. Gesch. 1854, p. 43) Graf Günther von Biberstein am 15. Jänner 1228 die Kreuzfahrt. — Nach Sinnacher (Beiträge IV, 214) brach Ritter Wilhelm von Natz, Ministerial des Stiftes Brixen (was hier besonders ins Gewicht fällt, da L. 124, 1 höchst wahrscheinlich auf der Vogelweide im Eisaktal entstanden ist) im Frühjahre 1228 zur Kreuzfahrt auf. — Desgleichen „drängte es 1228 den Wulfing von Stubenberg, dem Beispiele seines Vaters Ulrich mit einer Wallfahrt nach Palästina zu folgen" (Muchar, Gesch. v. Steiermark III, 347). — Auch Ludwig von Kastel unternahm 1228 die Kreuzfahrt (Röhricht, bei Zacher III, 314).

Es ist nun zweifellos, daß damals noch mehr Deutsche als sich nachweisen lassen, das Kreuz nahmen; doch die Angeführten genügen hier vollkommen.

Nun bleibt noch die Frage offen: konnten die deutschen Kreuzfahrer 1228 auch nach Apulien gelangen? — Dietze verneint es wegen der kriegerischen Stellung der Lombarden.

Auch zur Lösung dieser Frage findet sich ein direktes Zeugnis in einem Briefe Kaiser Friedrichs an die Gemeinde Cesena vom April 1228. Darin heißt es ausdrücklich: „Nuper autem venientibus de Theutonia crucesignatis paratum pro eorum transitu passagium fecimus exhiberi,

habentibus equos minus idoneos dantes alios competentes, indigentibus quoque subvenientes in equis et armis necessariis ac providentes singulis in victualibus et ceteris oportunis sic quod in prima septimana presentis mensis Aprilis marescallus noster cum eis et ingens de regno nostro militum comitiva sub ducatu domini transfretarunt.“ Vgl. Huillard-Bréholles, (hist. dipl. Fridr.) III, 58.

Wie berechtigt nun die Schlußfolgerung Dietze's iſt: „Walther müßte alſo ſchon auf dem erſten Zuge 1227 geweſen ſein. Dieſer Annahme aber widerſpricht das Lied Einſt und Jetzt, worin er Ende 1227 oder Anfang 1228 ſeine Sehnſucht nach dem gelobten Lande ausſpricht; daß er aber vorher ſchon einmal in Paläſtina geweſen, läßt ſich aus ſeinen Gedichten nicht nachweiſen, aus denen eher das Gegenteil hervorgeht. Mit Recht verwirft deshalb Lachmann überhaupt jeden Gedanken an eine ausgeführte Kreuzfahrt Walthers“ — mag der Leſer ſelbſt urteilen.

Anhang.

Das Fest zu Wien.

S. 2, Pf. 83, L. 25, 26.

Ob ieman spreche, der nû lebe,
daz er gesaehe ie groezer gebe,
als wir ze Wiene haben dur êre enpfangen?
Man sach den jungen fürsten geben,
als er niht lenger wolte leben:
dâ wart mit gnote wunders vil begangen.
Man gap dâ niht bî drîzec pfunden,
wan silber als ez waere funden,
gap man hin und rîche wât.
ouch hiez der fürste durch der gernden hulde
die malhen von den stellen laeren.
ors, als ob ez lember waeren,
vil maneger dan gefüeret hât.
ezngalt dâ nieman sîner alten schulde:
daz was ein minneclicher rât.

Zu p. 8, 30.

Anhang.

Das Feſt zu Wien.

S. 2.

Ob jemand leben mag, der ſah,
Daß größre Gabe je geſchah,
Als wir beim Feſt zu Wien empfangen haben?
Man ſah den jungen Fürſten geben,
Als wollt'er nun nicht länger leben:
Da ſah man Wunder viel geſchehn von Gaben.
Man gab da nicht bei dreißig Pfunden —
Nein, Silber, gleich als wärs gefunden,
Und reiche Kleider gab man hin.
Auch hieß der Fürſt, die Fahrenden zu freuen,
Um und um die Koffer kehren.
Roſſ' als ob es Lämmer wären
Wurden manchem zum Gewinn;
Da durft' die alte Schuld gar niemand reuen:*)
Das war ein liebevoller Sinn.

*) Simrock, der dieſes Gedicht auf Herzog Friedrich bezieht, gibt dieſer Stelle eine falſche Deutung. Vgl. p. 52.

An Leopold von Oesterreich.*)

S. 3, Pf. 81, L. 20, 31.

Mir ist verspart der saelden tor:
dâ stên ich als ein weise vor,
mich hilfet niht swaz ich dar an geklopfe.
Wie möhte ein wunder groezer sîn?
ez regent bêdenthalben mîn,
daz mir des alles niht enwirt ein tropfe.
Des fürsten milte ûz Ôsterrîche
fröit dem süezen regen gelîche
beidiu liute unt ouch daz lant.
er ist ein schoene wol gezieret heide;
dar abe man blnomen brichet wunder.
und braeche mir ein blat dar under
sîn vil milterîchin hant,
sô möhte ich loben die süezen ougenweide.
hie bî sî er an mich gemant.

Zu p. 26.

Der Hof zu Wien.**)

S. 4, Pf. 86, L. 24, 33.

Der hof ze Wiene sprach ze mir:
„Walthèr, ich solte lieben dir,
nû leide ich dir: daz müeze got erbarmen.
Min wirde diu was wîlent grôz:

---

*) Simrock: „An Friedrich von Oesterreich." Vgl. p. 81.

**) Simrock: „Der Hof zu Wien nach Herzog Friedrichs Tod." Vgl. p. 95.

An Leopold von Oeſterreich.

S. 3.

Mir iſt verſperrt des Glückes Tor:
Als Waiſe ſteh ich nun davor,
Doch hilft mir nicht mein Rufen und mein Klopfen.
Ein größer Wunder gibts nicht mehr:
Es regnet immer ringsumher,
Mich aber trifft von allem nicht ein Tropfen.
Der Fürſt von Oeſterreich, der milde,
Freut nach des ſüßen Regens Bilde
So die Leute wie das Land.
Er iſt wie eine ſchöne, bunte Haide,
Da mag man ſich mit Blumen ſchmücken;
Und wollte mir ein Blatt nur pflücken
Seine mildereiche Hand,
So lobt' ich gern die ſüße Augenweide:
Zur Mahnung ſei ihm dies geſandt.

Der Hof zu Wien.

S. 4.

Der Hof zu Wien der ſprach zu mir:
„Behagen ſollt ich, Walther, dir,
Nun jamm'r ich dich: das möge Gott erbarmen!
Einſt lebt' ich hoch und freudenreich,

dô lebte niender mîn genôz
wan küuec Artûses hof: sô wê mir armen!
Wâ nû ritter nnde frouwen,
die man bî mir solte schouweu?
seht wie jâmerlîche ich stê.
mîn dach ist fûl, sô rîsent mîne wende:
mich enminnet nieman leider.
golt silber ros und dar zuo kleider,
diu gab ich, unde hât onch mê:
nnn hab ich weder schapel noch gebeude
uoch frouwen z'einem tanze, ouwê!"

Zu p. 10, 38.

Neuer Lebensmut.

S. 21, Pf. 98, L. 19, 29.

Dô Friderich ûz Österrîche alsô gewarp,
dêr an der sêle genas nnd im der lîp erstarp,
dô fnorte er mîner krenechen trit iu derde.
Dô gieng ich slîchent als ein pfâwe swar ich gie,
daz houbet hanht ich nider unz ûf mîniu knie.
nû riht ich ez ûf nâch vollem werde:
Ich biu vil wol ze fiure komen,
mich hât daz rîche nnd onch diu krône au sich genomen.
wol ûf, swer tanzeu welle nâch der gîgen!
mir ist mîner swaere wordeu bnoz:
êrste wil ich ebeue setzeu mîneu fnoz
und wider in eiu hôhgemüete stîgen.

Zu p. 25, 28.

Da war kein anderer mir gleich
Als König Artus Hof: nun weh mir Armen!
Wo nun Ritter, wo nun Frauen,
Die man bei mir ſollte ſchauen?
Seht, wie jämmerlich ich ſteh!
Mein Dach iſt faul, es ſinken meine Wände:
Ach, mich minnet niemand — leider!
Gold, Silber, Roſſ' und gute Kleider
Gab ich und blieb ſo reich als je;
Nun hab ich weder Kränzlein noch Gebände,
Noch Frau'n zu einem Tanz, o weh!"

Neuer Lebensmut.

S. 21.

Als Friederich aus Oeſterreich das Heil erwarb,
Daß er am Geiſt genas, da ihm der Leib erſtarb,
Da ſenkt ich meinen ſtolzen Schritt zur Erde.
Da gieng ich ſchleichend wie ein Pfau, wohin ich gieng,
Das Haupt mir tief herab bis auf die Kniee hieng.
Nun richt' ichs auf mit fröhlicher Geberde:
Ich bin zu warmem Herd gekommen,
Mein hat die Krone, hat das Reich ſich angenommen.
Wohlauf, wer tanzen will, ich will ihm geigen!
Vergeſſen hab ich, was ich litt:
Erſt will ich eben ſetzen meinen Tritt
Und wieder in ein Hochgemüte ſteigen.

Der Kärnthner.

S. 57, Pf. 106 I, L. 32, 17.

Ich hân des Kerndaeres gâbe dicke enpfangen:
wil er dur ein verm'sseu bieten mir alsô diu wangen?
Er waenet lîhte daz ich zürne: nein ich niht.
im ist geschehen daz noch vil manegem milten man geschiht.

Was mir lihte leide, dô was ime noch leider.
dô er mir geschaffen hâte kleider,
daz man mir niht engap, dar umbe zürne er anderswâ.
ich weiz wol, swer willecliche sprichet jâ,
der gaebe ouch gerne, und waere ez danne dâ.
dirre zorn ist âne schulde weiz got unser beider.

Zu p. 33.

Mäuseklang.

S. 58, Pf. 106 II, L. 32, 27.

Ichn weiz wem ich gelichen muoz die hovebellen,
wan den miusen, die sich selbe meldent, tragent si schellen.
Des lekers „hêr", der miuse klanc, kument si ûz ir klûs,
sô schrîen wir vil lihte „ein schalc, ein schalc! ein mûs, ein mûs!"

Edel Kerndenaere, ich sol dir klagen sêre,
milter fürste und marteraere umb êre,
ichn weiz wer mir in dînem hove verkêret minen sanc.
lâz ichz niht dur dich und ist er niht ze kranc,
ich swinge im alsô swinden widerswanc.
frâg waz ich habe gesungen, und ervar uns werz verkêre.

Zu p. 35.

Der Kärnthner.

S. 57.

Des Kärnthners Gabe hab ich ja so oft empfangen:
Was zeigt er, weil ich einmal was vermißt, mir gleich die Wangen?
Er wähnt vielleicht, ich zürne? Nein, wie dächt ich dran?
Was ihm geschah, geschieht gewiß noch manchem milden Mann.
War es mir auch leid, so war es ihm noch leider.
Er hatte mir bewilligt gute Kleider:
Nun zürn er andern, wenn es nicht, wie er befahl, geschah.
Weiß ich doch, wer gern gewährt und spricht sein Ja,
Der gäb auch gerne, wär es immer da:
Dieser Zwist ist nicht die Schuld, wahrhaftig, unser Beider.

Mäuseklang.

S. 58.

Wem gleich ich wohl die Hunde, die am Hofe bellen,
Als den Mänsen, die sich selber melden mit den Schellen:
Fährt Schmeichlers „Herr" und Mäuseklang zum Loch heraus,
Wir rufen alle gleich: ein Schalk, ein Schalk! eine Maus, eine Maus!
Edler Kärnthner, gönne, daß ich mich beschwere,
Milder Fürst und Märterer um Ehre,
Ich weiß nicht, wer an deinem Hof mir meinen Sang verkehrt.
Laß ichs nicht um dich und ists der Gegner wert,
So schwingt ihm schweren Gegenhieb mein Schwert:
Nun frage, was ich wirklich sang und forsche, wers verkehre.

Stolle.

S. 59, Pf. 107, L. 32, 7.

Nû wil ich mich des scharpfen sanges onch genieten:
dâ ich ie mit vorhten bat, dâ wil ich nû gebieten,
Ich sihe wol daz man hêrren guot nnd wîbes gruoz
gewalteclîch und ungezogenlich erwerben mnoz.
Singe ich mînen höveschen sanc, sô klagent siz Stollen.
dêswâr ich gewinne ouch lîhte knollen:
sit si die schalkeit wellen, ich gemache in vollen kragen.
ze Österrîche lernt ich singen nnde sagen:
dâ wil ich mich allerêrst beklagen:
vind ich an Liupolt höveschen trôst, so ist mir min muot entswollen.

Zu p. 37.

Berufung.

S. 60, Pf. 108, L. 31, 38.

In nomine dnmme ich wil beginnen: sprechet âmen,
daz ist guot für nngelücke nnd für des tievels sâmen;
Daz ich gesingen müeze in dirre wise alsô,
swer höveschen sanc und fröide stoere, daz der werde nnfrô.
Ich hân wol nnd hovelîchen her gesnngen:
mit der höveschеit bin ich nû verdrungen,
daz die nnhöveschen nû ze hove genaemer sint dann ich;
daz mich êren solde, daz unêret mich.
herzoge ûz Österrich Liupolt, nû sprich:
dn enwendes michs alleine, sô verkêre ich mîne zungen.

Zu p. 36.

Stolle.

S. 59.

Nun will ich auch den ſcharfen Sang zur Waffe wählen:
Wo ich vordem in Ehrfurcht bat, da will ich nun befehlen;
Ich ſeh ja, daß man Herrengut und Weibesgruß
Gewaltiglich und ungeſtüm hinfort erwerben muß.
Sing ich meinen höfſchen Sang, ſo klagt mans Stollen:
Ich gewinne noch am Ende Knollen;
Nun mäſte ſich die Bosheit hier, da ſie den Sieg errang.
Lernt ich doch in Oeſterreich den Liederſang,
Mich zu beklagen ſei's mein erſter Gang:
Find ich bei Leupold höfſchen Troſt, ſo iſt mein Mut erſchwollen.

Berufung.

S. 60.

In nomine domini, ich will beginnen, ſprechet Amen;
Das iſt gut für Mißgeſchick und für des Teufels Samen;
Ich ſänge nun in dieſer Weiſe gerne ſo:
Wer höfſchen Sang und Freude ſtört, daß der nicht werde froh.
Ich habe wohl und hofgemäß bisher geſungen,
Mein höfiſch Singen hat mich nun verdrungen,
Daß die Unhöfſchen jetzt am Hof genehmer ſind als ich:
Was mich ehren ſollte, das entehret mich.
Herzog aus Oeſterreich, Leupold, nun ſprich:
Du wendeſt es alleine, ſonſt verkehr ich meine Zungen.

Höfisches Behalten.

S. 61, Pf. 120, L. 36, 1.

Dô Liupolt spart ûf gotes vart, ûf künftige êre,
sie behielten alle samt, si volgeten sîner lêre:
Si zuhten ûf, alsam si niht getorsten geben.
daz was billich: wan sol iemer nâch dem hove leben.
Daz si'n an der milte iht überhoehen wolten,
wol in des! si tâten als si solten.
die helde ûz Österriche heten ie gehoveten muot,
sie behielten durch sîn êre, daz was gnot:
nû geben durch sîn êre, als er nû tnot.
sin leben nâch dem hove nû, so ist enin zuht bescholten

Zu p. 37.

Die drei Höfe.

S. 62, Pf. 119, L. 34, 34.

Die wile ich weiz drî hove sô lobelîcher manne,
sô ist mîn wîn gelesen unde sûset wol mîn pfanne.
Der biderbe patrîarke missewende frî,
der ist ir einer, so ist mîn höfscher trôst zehant dâ bî.
Liupolt, zwir ein fürste, Stîre und Österriche,
niemen lept den ich zuo deme geliche:
sîn lop ist niht ein lobelîn: er mac, er hât, er tuot.
sô ist sîn veter als der milte Welf gemuot:
des lop was ganz, ez ist nâch tôde gnot.
mirst vil unnôt daz ich durch handelunge iht verre strîche.

Zu p. 40.

Höfiſches Behalten.

S. 61.

Als Leupold ſparte für den Zug mit Gottes Heere,
Da behielten all die Herrn und folgten ſeiner Lehre:
Sie ſchloſſen zu, als wagten ſie es nicht zu geben;
Das war ſchon recht, denn immer ſoll man nach dem Hofe leben.
Daß ſie ihn durch Milde nicht beſchämen wollten,
Wohl ihnen des, ſie taten, wie ſie ſollten.
Die Helden Oeſterreichs, die hatten immer höfſchen Mut:
Sie behielten ſeinethalben, das war gut:
Nun gebt auch ſeinethalb, da Er es tut,
Und lebt auch jetzt dem Hofe nach, ſo bleibt ihr unbeſcholten.

Die drei Höfe.

S. 62.

Seit ich drei Höfe weiß, wo Ehrenmänner hauſen,
So mag mein Wein wohl ſchäumen, meine Pfanne ſauſen.
Der biedre Patriarch, der alles Tadels frei,
Der Eine iſts; mein höfſcher Troſt iſt dann ſogleich da bei
Leupold, Fürſt zu Steier und im Oeſterreiche.
Niemand lebt, den ich mit dem vergleiche:
Sein Lob iſt nicht ein Löbelein: er will, er hat, er tut.
Sein Oheim dann, der hat des milden Welfen Mut:
Des Lob war ſchön und bleibt im Tode gut:
Mir iſt nicht Not, daß ich umher nach ferner Herberg ſtreiche.

Die Verwünschung.

S. 63, Pf. 121, L. 35, 17.

Linpolt ûz Ôsterriche, lâ mich bî den linten,
wünsche mich ze velde nnd niht ze walde: ichn kan niht riuten:
Si sehent mich bi in gerne, alsô tuon ich sie.
dû wünschest nnderwilent biderbem man, dun weist joch wie.
Wünsches dû mich von in, sô tuost dû mir leide.
vil saelec si der walt, dar zuo diu heide!
diu müeze dir vil wol gezemen! wie hâst dû sus getân,
daz ich dich an din gemach gewünschet hân,
nnd dû mich an min ungemach? lâ stân:
wis dû von dan, lâ mich bî in: sô leben wir sanfte beide.

Zu p. 44.

Drei Sorgen.

S. 72, Pf. 127, L. 84, 1.

Drî sorge hab ich mir genomen:
möht ich der einer z'ende komen,
sô waere wol getân ze minen dingen.
Jedoch swaz mir dâ von geschiht,
in scheid ir von ein ander niht:
mir mag an allen drin noch wol gelingen.
Gotes hulde und mîner frowen minne,
dar nmbe sorge ich, wie ich die gewinne:
daz dritte hât sich mîn erwert nnrehte manegen tac.

Die Verwünschung.

S. 63.

Leupold von Oesterreich, laß mich doch bei den Leuten,
Wünsche mich zum Felde, nicht zum Wald: ich kann nicht reuten.
Ich bin hier gerne, weil ich gern gesehen bin;
Du wünschest oft die Biedern, du weist selber nicht wohin.
Wünschest du mich weg, so tust du mirs zu Leide.
Selig sei der Wald, dazu die Haide,
Da finde du Vergnügen stäts. Nun schau, wie mocht es sein:
Ich wünsche dich dahin, wo Freude harret dein,
Und du mich an mein Ungemach? halt ein!
Zieh du hinaus und laß mich hier: so sind wir glücklich beide.

TAYLOR INST. OXFORD

Drei Sorgen.

S. 72.

Drei Sorgen gehn mir lange nah,
Und wäre die Erfüllung da,
Nicht besser könnt' es stehn mit meinen Dingen.
Doch ob mir auch die Kraft gebricht,
Eins scheid ich von dem Andern nicht:
Mir mags mit allen dreien noch gelingen:
Gottes Huld und meiner Frauen Minne,
Ich sorge stündlich, wie ich die gewinne;
Das dritte hat sich mein erwehrt mit Unrecht manchen Tag,

daz ist der wünneclîche hof ze Wiene:
in hirme niemer unz ich den verdiene,
sît er sô maneger tugende mit sô staeter trinwe pflac.
man sach Liupoltes hant dâ geben, daz si des niht erschrac.
Zu p. 30.

Die Kunst der Milde.

S. 73, Pf. 154, L. 104, 33.

Daz milter man gar wârhaft sî,
geschiht daz, dâ ist wunder bî.
der grôze wille, der dâ ist,
wie mac der wesen verendet?
Dêswâr dâ hoeret witze zuo
und wachen gegen dem morgen frno
und anders manec schoener list,
daz ez iht werde erwendet.
Der alsô tuot,
der sol den muot
an ruowe selten kêren:
mit witzen sol erz allez wegen,
und lâze got der saelden pflegen.
sô sol man stegen
nâch lange wernden êren.
Zu p. 40.

Leopolds Rückkehr vom Kreuzzug.

S. 79, Pf. 152, L. 28, 11.

Herzoge ûz Österrîche, ez ist in wol ergangen,
und alsô schône daz uns muoz nâch iu belangen.

Das ist der wonnigliche Hof zu Wiene:
Ich ruhe nimmer bis ich den verdiene,
Da er so mancher Tugend mit so stäter Treue pflag.
Da gab so viel Leupoldens Hand, die nimmer doch
erschrack.

Die Kunst der Milde.

S. 73.

Daß man die Milden wahrhaft sieht,
Ein Wunder ists, wo das geschieht.
Der große Wille, so viel Gunst —
Wer kanns zu Ende bringen?
Viel Sinn und Witz ist dazu Not
Und wachen vor dem Morgenrot,
Und noch manch andre schöne Kunst,
Sonst stockts an tausend Dingen.
Wer also tut,
Der darf den Mut
Auf Ruhe selten wenden.
Er wäg' es alles ab mit Sinn,
Und sorge Gott für den Gewinn:
So pilgert hin
Zu Ehren, die nicht enden.

Leopolds Rückkehr vom Kreuzzug.

S. 79.

Herzog aus Oesterreich, es ist euch wohl ergangen;
Ihr kämpftet also, daß uns muß nach euch verlangen:

sît gewis, wenn ir uns komet, ir werdent hôh enpfangen.
Ir sit wol wert daz wir die gloggen gegen iu liuten,
dringen unde schouwen als ein wunder komen sî:
ir komet uns beide sünden unde schanden frî:
des suln wir man iuch loben, und die frowen suln iuch triuten.
Diz liehte lop volfüeget heime unz ûf daz ort:
sît uns hie biderbe für daz ungefüege wort,
daz ieman spreche, ir soldet sîn beliben mit êren dort.

Zu p. 39.

Wenn ihr kehrt, so seid gewiß, ihr werdet hoch empfangen.
Ihr seid wohl wert, daß wir die Glocken vor euch läuten,
Schaarenweise stehn, als ob ein Wunder kommen sei:
Ihr kehrt von eu'rem Zuge sünd- und schandenfrei:
Drum findet ihr bei Frauen Huld und Preis bei allen Leuten.
So schönes Lob erwerbt von nun an immerfort,
Und meidet durch Gerechtigkeit das harte Wort:
„Mehr Ehre hätt' es euch gebracht, wärt ihr geblieben dort."

Nachtrag.

In den vorausgegangenen Unterſuchungen habe ich den Anſichten, welche ſich nur auf Walthers Anredeform ſtützten, nicht in jedem einzelnen Falle entgegnet, weil ich glaubte, daß eine einmalige, diesbezügliche Eröterung hinreiche, um nachzuweiſen, wie weit dieſelben berechtigt ſeien.

Dem einfachen perſönlichen Verkehre der altdeutſchen Zeit genügte die ungekünſtelte, natürliche Anſprache mit „du“ vollkommen. Erſt während des Mittelalters bürgerte ſich mit dem Eindringen der feinern Hofbildung auch die Sitte ein, höher ſtehende Perſonen mit der Anrede „ir“ auszuzeichnen.

Im weſentlichen (die 2. pers. pl. wurde allmälig durch die 3. verdrängt) hat ſich dieſe Sitte auch bis auf unſere Zeit fortgepflanzt. Da nun unſere Dichter dieſe Schranken der Convention nicht einhalten, ſo glaubte man dasſelbe auch von den mhd. Dichtern annehmen zu können; — jedoch mit Unrecht. Wie die mhd. Dichter, abweichend von den neuern, nur Selbſterlebtes beſangen, ſo waren ſie auch in der Anredeform der herrſchenden Sitte unterworfen. Es laſſen ſich dafür direkte Zeugniſſe anfbringen. In „der werden minne lêre“ ihrzt Heinzelin von Konſtanz die Dame, um deren Liebe er wirbt. Desgleichen ihrzt die Dame ihn in

der abſchlägigen Antwort. Er, dadurch nicht entmutigt, fleht von neuem um ihre Huld. Sie ſchwankt zwiſchen ja und nein, erweist dem Dichter aber ſchon die Gunſt der vertraulichen Anrede. Sogleich antwortet auch Heinzelin mit „du“ und hält dieſes Recht auch in allen folgenden Anreden feſt. — Den Schenk von Limburg verlockt allzugroße Liebe zur vertraulichen Anrede, bevor die Dame dieſelbe gebraucht hat. Aber ſogleich bittet er wegen dieſes Vergehens um Verzeihung: ſie möge ihm deswegen die Zuneigung nicht entziehen: „einer vrâget lihte nû, warumbe ich dich heize du? dazt von rehter liebe; frouwe, sprich, habe ich daran iender missesprochen (wenn du mir noch nicht ſo hold biſt), daz lâz ungerochen; wan ich mac des lâzen niht, swaz darumbe mir geschiht: als herzecliche minne ich dich.“ (Vgl. Wilmanns 19). Dieſe beiden Stellen genügen hier, drei verſchiedene Anſichten zu widerlegen: Die Anrede bei den mhd. Dichtern ſei nur willkürlich; — ſie beruhe nur auf poetiſcher Licenz; — nur Mädchen aus den niedern Ständen ſeien mit „du“, die aus höhern nur mit „ir“ angeſprochen worden.

Da nun, wie die obigen Stellen bezeugen, das duzen (du zu ſagen) eine Folge vertraulicheren Verkehrs war, ſo liegt es ſehr nahe, die Anredeform als Anhaltspunkt zur chronologiſchen Einreihung der Gedichte zu gebrauchen, indem man ſchließt, daß, wenn von einem Dichter zwei oder mehrere Gedichte an die nämliche Perſon teils mit der Anrede „du“ teils mit „ir“ vorliegen, die letztern früher als die erſtern entſtanden ſeien. In der Tat hat man bei Walther den uneingeſchränkteſten Gebrauch von dieſem Schluſſe gemacht.

Allein ſo richtig der Schluß in ſeiner Allgemeinheit zu ſein ſcheint, ſo unſicher iſt ſeine Anwendung auf die

besondern Fälle; und zwar deshalb, weil dabei vielfach noch andere Momente, welche die Anrede beeinflußten in Betracht kommen. So zeigen sich gleich bei Walther Fälle, wo er dieselbe Person ihrzt, duzt und wieder ihrzt. Man suchte nun diese Rückkehr zur höflichen Anrede durch die Annahme zu erklären, daß die intimern Beziehungen durch ausgebrochene Zwistigkeiten gestört worden seien, und der Dichter in Folge dessen sich wieder zur höflichen Anrede gezwungen sah.

Wäre auch dieser Erklärungsgrund ausreichend, so würde schon dadurch die Sicherheit der Anwendung des obigen allgemeinen Satzes bedeutend beeinträchtigt werden, da wir in vielen Fällen nicht entscheiden könnten, ob das Gedicht mit der Anrede „ir“ vor dem Eintreten vertraulicherer Beziehungen zur angesprochenen Person zu setzten sei, oder erst, nachdem sich dieselben in Folge eines Zwistes schon gelöst haben. Ich verweise hier nur auf die Minnelieder Walthers.

Nun aber genügt dieser Erklärungsgrund gar nicht, wie wir aus den Sprüchen Walthers nachweisen können. In Kärnthen hatte Walther den Herzog beleidigt, und dennoch konnte er ihn in L. 32, 17 und 32, 27 mit „du“ anreden. In L. 31, 33 bittet er den Herzog Leopold um Aufnahme und duzt ihn, bevor er dessen Verzeihung „sîner alten schulde“ erhalten hatte. Gerade hier würde sich der Dichter wohl gehütet haben, an den beleidigten Herzog eine Anrede zu gebrauchen, die nicht der allgemeinen Sitte gemäß gewesen wäre. — Ein Zwist konnte somit dem Dichter nicht das einmal erworbene Recht der vertraulichen Anrede nehmen. Es müssen daher andere Momente den Dichter bestimmt haben, in gewissen Fällen, wo ihm das „du“ erlaubt war, das „ir“ zu gebrauchen. Ich vermute nun,

daß der Dichter da, wo er einer feierlichern Stimmung Ausdruck geben wollte, die Anrede „ir“ gebrauchte; also besonders in jenen Gedichten, welche bei Festlichkeiten entstanden sind. Gerade die Gedichte Walthers auf Leopold führten mich auf diese Vermutung. In L. 20, 31 (1198); 25, 26 (1203) gebraucht er die höfliche Anrede, in L. 31, 33 (1217) duzt er den Herzog, in L. 28, 11 (1219) ihrzt er ihn, in L. 35, 17 (1219 oder 1220) duzt er ihn wieder. In den uns erhaltenen Gedichten duzt er also den Herzog zum erstenmal in L. 31, 33. Aber um 1217 konnte er in keinem Falle dazu die Erlaubnis erhalten haben, denn das Gedicht bezeugt, daß er damals dem Herzog fern stand und sich nun ihm zu nähern suchte; er muß sie, wenn wir seine p. 25 ff entwickelten Verhältnisse zu Leopold beachten, schon vor 1198 erhalten haben. Und dennoch machte er in L. 20, 31 und 25, 26 von derselben keinen Gebrauch? — weil die Sprüche, wenigstens L. 25, 26 nachweisbar (vgl. p. 80), bei einer Festlichkeit gesungen wurden. L. 31, 33 konnte bei keiner Festlichkeit entstanden sein, da der Dichter damals nicht in Wien anwesend war und den Spruch wahrscheinlich durch sein singerlîn dem Herzog zusandte; daher redet er ihn mit „du“ an. L. 28, 11 ist beim feierlichen Empfange des vom Morgenlande zurückkehrenden Herzogs entstanden, daher geziemte die Anrede: „Herzoge ûz Österriche, ez ist iu wol ergangen.“ Ueber L. 35, 17 läßt sich nicht bestimmt urteilen.

Man hat wiederholt die Verwunderung ausgesprochen: warum Walther in keinem Gedichte an Otto denselben mit „du“ anspricht; denn „nach Walthers Tätigkeit in Otto's Dienste zu urteilen, hätte hier die Schranke am ersten fallen sollen.“ Meine Vermutung erhält dadurch nur eine neue Bestätigung, da wir bei den meisten Gedichten nachweisen

können, daß sie bei feierlichen Gelegenheiten entstanden sind. Auch in den Gedichten an Philipp finde ich meine Vermutung bestätigt.

Blicken wir nun auf den frühern allgemeinen Satz zurück. Ist meine Vermutung, wie ich glaube, die richtige, so wird auch dadurch die Sicherheit seiner Anwendung bedeutend verringert, da in vielen Fällen nicht zu entscheiden ist, ob das Gedicht bei einer Festlichkeit entstanden sei oder nicht, wie wir schon oben bei L. 20, 31; 35, 17 gesehen haben. Ist sie es nicht, so ist der wiederholte Wechsel der Anrede an die nämliche Person überhaupt noch unerklärt, und man nur um so weniger berechtigt, allein auf die Anredeform Walthers die chronologische Bestimmung seiner Gedichte andern gewichtigen Gründen gegenüber zu stützen.

Andere wollten in der Anredeform Walthers einen Anhaltspunkt für den Abfassungsort finden, indem sie schlossen, daß dem Dichter die Anrede mit „du“ nur „aus der Ferne gestattet war, wenn seine Sprüche nicht unmittelbar dem vorgetragen wurden, dem sie galten, sondern in einem diesem fernen Kreis.“

Man hat diese Ansicht nicht aufgestellt, um sie zu begründen, sondern nur um daran ein Mittel zu erhalten, Walthers Kärnthner Aufenthalt in Abrede zu stellen u. dgl. Es mag daher auch der Hinweis auf einige Stellen in Walthers Gedichten genügen. Was sollten direkte Anreden wie: „Edel Kerendaere, ich sol dir klagen sêre, milter fürste, . . . ichn weiz wer mir in dînem hove verkêre mînen sanc . . . vrâge, waz ich habe gesungen“ oder „Liupolt ûz Ôsterriche, lâ mich bî den liuten, wünsche mich ze velde“ u. s. w. a. vor einem, „dem sie galten, fernen Kreis“?!

TAYLOR INST. OXFORD

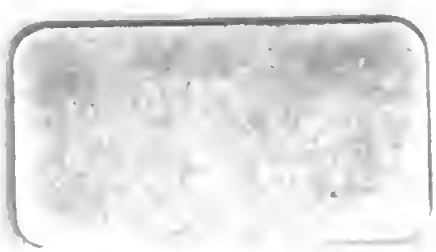
Sinnſtörende Druckfehler.

S.	52	lies:	siner	ſtatt:	sine.
„	57	„	zeugt	„	zeigt.
„	52	„	Zacher VII.	„	Zacher III.

55662160

WALTHER
VON DER
VOGELWEIDE
IN
OESTERREICH

VON

J. E. Wackernell

Fiedler G 884